This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

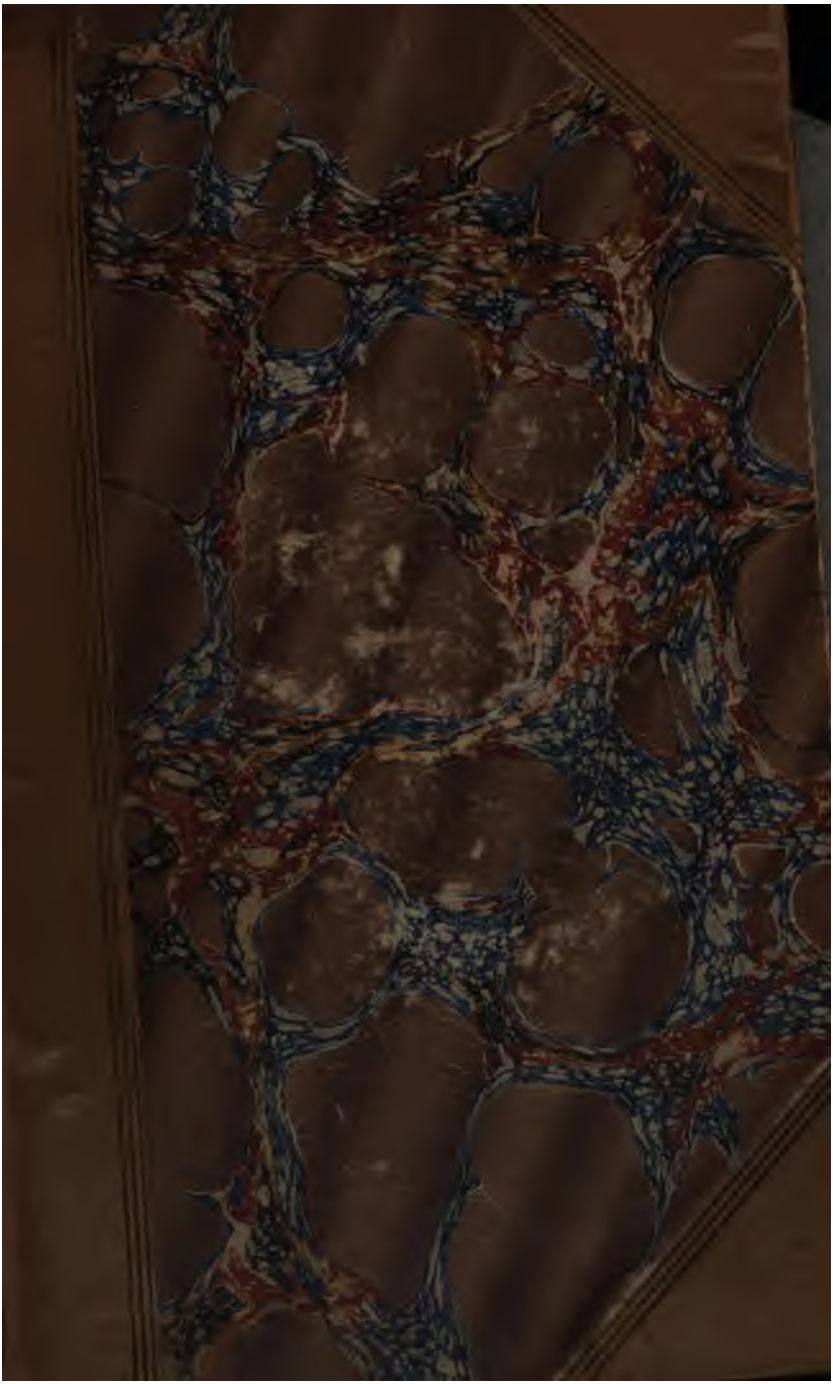
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

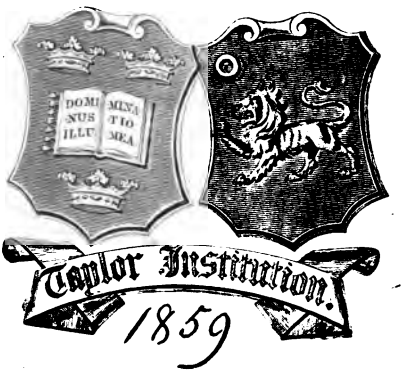
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



35. h. 4



Rahel und ihre Zeit.

Rahel und ihre Zeit.

Von

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
13 JUL 1943
OF OXFORD

Inhalt.

I.

Seite

Einleitung. — Mirabeau. — Rahel's Salon im Gegensatz zu dem der französischen Frauen. — Rahel's Portrait. — Parallele mit Frau von Staël. — Die Frauen von Geist und ihre Fehler. — Blaustrümpfe. — Das Ende des 18. Jahrhunderts. — Mirabeau über Friedrich den Großen. — Rahel als Centralpunkt der Geister. — Das Volk und der Adel unter Friedrich Wilhelm II. — Der erste Zeitgeist. — Cultus der Poesie Seitens des Adels. — Die Anerkennung der Frauen von Geist. — Constitution der Gesellschaft in Deutschland. — Das Wort und seine Bedeutung. — Die Conversation und die gesprochene Literatur 1

II.

Die Literatur und ihre Veränderung durch die Revolution. — Geschichte und Gedanken. — Berlin als Centrum deutscher Intelligenz. — Gedanken über Napoleon. — Die Kriegspartei in Berlin. — Prinz Louis Ferdinand. — Rahel's Umgang. — Genelli. Gualtieri. Brinckmann. Graf Tilly. — David Veit. — Wilhelm

Seite

von Humboldt. — Friedrich Schlegel. — Jenas Bedeutung. — Die romantische Genossenschaft. — Schleiermacher. — Preußens Sturz und Preußens König. — Der preußische Patriotismus. — Der Geist der Schriftsteller jener Zeit 50

III.

Die Zeit als Amme. — Mitternacht 1800. — Goethe. — Rahel's Verehrung für ihn. — Der Herrgott Goethe. — Briefe Rahel's über ihn. — Goethe's Genius und seine schädlichen Einwirkungen. — Der Mainherr. — Neue Gruppe von Rahel's Freunden. — Jean Paul. — Lafontaine. Ludwig Tieck. — Fouqué. — Rahel's Liebe. — Marwitz. — Varnhagen von Ense. — Fürst de Ligne. — Heinrich von Kleist's Tod 80

IV.

Die Wecker der preußischen Ehre. — Fichte. — Der Adel und der Tugendbund. — Aufrüttelung der Volkskraft. — Der Schmerz der Nation. — Die Freiheitsstunde und das Volk in Waffen. — Preußens Phönix. — Der Patriotismus der Frauen und Rahel's. — Der Sturz Napoleon's. — Moreau's Tod. — Gedicht von Hans von Held aus dem Jahr 1804. — Der diplomatische Extract zu Prag. — Gentz. — Görres und sein revolutionäres Papstthum. — Fichte's Tod. — Rahel's Brief darüber 123

V.

Eindruck von Napoleon's Rückkehr. — Der Wiener Congreß tanzt. — Deutschlands Zerrissenheit. — Die Re-

Seite

action. — Der Kampf 1815 und Waterloo. — Congreß, Regierung und Volk. — Friede. — Rahel in Wien. — Ihr neuer Umgangskreis. — Berlin nach dem Kriege. — Das untergegangene Spree-Athen. — Die berliner Bühne. — Iffland und sein Einfluß. — Kotzebue's Stücke. — Varnhagen als Diplomat und Schriftsteller. — Der Varnhagen-Rahel'sche Salon. — Oelsner. — Koreff. Fürst Pückler-Muskau. — Custine. — Verfall der deutschen, Aufblühen der französischen Literatur. — Frau von Staël. — Ihre Salons und die von Hortense, Sophie Gay, Mme. St.-Aulaire, Fürstin Bagration, im Gegensatz zu Rahel's Salon. — Das deutsche und französische sociale Leben. — Das grollende Deutschland. — Börne 160

VI.

Der Zeitgeist. — Das Nachdenken des Volks. — Friedrich Wilhelm III. und die Freiheit seines Volks. — Der Weltschmerz der jungen Generation. — Ihr Mangel an Religion. — Rahel's Religiosität. — Das Christenthum und die Mystik. — Die natürliche Religion. — Das Gebet als Zuflucht zum Herzen 194

VII.

Rahel als Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken. — Die Uebergangsepoche von 1789 bis zur Julirevolution. — Hegel als Lehrer des Volks. — Die Idee in Deutschland. — Hegel's Befruchtung des Nationalsinns. — Gans. — Heinrich Heine. — Die neue Zeit und der Austausch der Ideen. — Die Romantik als erstes völkerwanderndes Geisteselement. — Ihre Wanderung nach

Seite

Schottland. Walter Scott. — Ihr Schwanengesang in Frankreich. Victor Hugo's „Notre-Dame". — Die französische Literatur als europäische. — Thiers. — Benjamin Constant. — Rahel's „Denkblätter einer Berlinerin" 213

VIII.

Die Hornungen der Staaten und Völker. — Die Julirevolution. — Die neue Morgenröthe und ihr Hahn. — Das Recken des Völkerpolyps. — Finis poloniae! — Die Revolution im Osten und im Westen Europas. — Das Kanonenfieber Deutschlands. — Die Cholera. — Rahel's letzte Tage. — Der Saint-Simonismus. — Rahel's Tod 242

I.

Der Gemahl dieſes ausgezeichneten Weibes, welcher im Jahre 1833 Rahel's Briefwechſel herausgab, lieferte damit zugleich ein Portrait von ihr, welches in Bezug auf Wahrheit und Lebendigkeit ſchwerlich von der Feder eines Literarhiſtorikers erreicht werden wird. Jeder Gebildete kennt heute dieſe für immer bedeutende Frau, ein jeder liebt und verehrt ſie; wozu, wird man fragen, nun noch ein Gemälde von ihr, welches doch niemals das vom Original ſelbſt gemalte erreichen wird? — Wozu? Das iſt eine anfangs entmuthigende Frage; man fühlt ſich durch ſie verlegen, man zögert und läßt muthlos die Feder ſinken, die ſich eben an die Darſtellung eines geliebten Gegenſtandes machte. — Wozu? Es iſt wahr, man hilft damit keinem Bedürfniß ab, man fühlt überdies, daß man nur eine Copie und kein Original mehr zu

ſchaffen vermag — und dennoch iſt es unmöglich, zu unterlaſſen, was man willens war. Es iſt nicht das Gefühl, welches jenes ſtolze Wort erzeugte, „verbiete doch dem Seidenwurm zu ſpinnen!“, es iſt kein Drang, eine glühende und tanzende Phantaſie über einen Gegenſtand zu hauchen; nein! Es iſt der Gedanke, eine Studie über einen großen und ſchönen Gegenſtand zu liefern, welcher den Sporn zum Fortarbeiten bildet; es iſt die Ueberzeugung Leiterin, daß es nicht das Gemälde ſein ſoll, welches neu iſt, ſondern die Auffaſſung deſſelben, die Gruppirung ſeiner Beſtandtheile; es iſt eine Etude à deux crayons, ein Portrait écrit, ein Gemälde, welches in einem gewiſſen Geiſte angefertigt, einen gewiſſen Eindruck hervorrufen ſoll.

Und wieviel Stoff iſt da, um dem literarhiſtoriſchen Maler Gelegenheit zu geben, ſein Talent aufs Würdigſte verwerthen zu können! Rahel iſt die Seele einer großen Geiſtesepoche, ja der größten, welche Deutſchland gehabt; ſie hat dieſe mit groß gezogen und iſt mit ihr geſtorben; — welches reiche Thema! Welches weite Feld! Inmitten zweier koloſſalen Revolutionen liegt ihr Reich der Liebenswürdigkeit, und ſie, als die Perſonification einer geiſtreichen deutſchen Frau, herrſcht faſt ein halbes Jahrhundert als eine

Fürſtin par la grâce de l'esprit, ihr Thron umgeben von ſtolzen Paladinen und einem freien Geiſtesvolke, voller Liebe für ſie. Die Hoheit des Gegenſtandes ſelbſt reizt zur Anfertigung eines Portraits, welches für immer der deutſchen Nation koſtbar ſein muß; es iſt eine dankbare Arbeit und, wird man dabei von dem Gefühl geleitet, dem deutſchen Vaterlande mit beſtem Fleiß einen Beitrag zur Geſchichte ſeiner intellectuellen Erhebung zu liefern, ſo wird ſtets Nachſicht walten, wenn man das Talent abwägt, mit dem der Verſuch gemacht worden iſt.

Ein ſo für alles Große empfänglicher Geiſt, wie der Rahel Levin's, mußte ſich natürlich mit jenem gewaltigen Ereigniß beſchäftigen, welches, wie einſt bei der Lehre des Chriſtenthums, das Angeſicht der Welt veränderte. Rahel, im Juni 1771 geboren, war noch in der erſten Blüte ihres Lebens, als die franzöſiſche Revolution ihre vulkaniſchen Stöße bis in die fernſten Winkel der europäiſchen Welt entſandte. Ueberall blickte die Welt erſtaunt und beſtürzt auf die großen Ereigniſſe in Paris; die Siege Friedrich's des Großen bildeten nicht mehr das Geſpräch in den Salons und am warmen Ofen; es ſchien, als ſei ein größerer Mann erſtanden, ein noch größerer Held, ein Rieſe, den man überall ſah und

auf den man überall hörte. Dieser große Mann war Mirabeau.

Rahel sah Mirabeau, als er in Berlin war; damals war er Nichts als Graf Mirabeau; er ging gut bürgerlich und einfach, wenn auch in der Tracht der damaligen französischen Hofkleidung; mit leicht gekrauftem und gepudertem Toupet, mit Haarbeutel, Schuhen und Strümpfen. Mirabeau war bekanntlich sehr häßlich und pockennarbig; hatte dunkle lebhafte Augen, die dennoch mit starken Augenbrauen sehr weich blickten; seine Gestalt war kräftig, seine Bewegungen gentil, leicht und ungezwungen. In Berlin ging er in die deutsche Komödie und in die Coulissen; trug seine Briefe alle Tage auf die Post; besuchte die Gesellschaften, den König; ging viel spazieren, sah Alles durch seine Lorgnette, — genug, er war ein Graf Mirabeau, ein ganz gewöhnlicher Graf, und noch dazu einer, der für Rahel, die damals noch Kind war, der blonden Haare und der schlanken Gestalt entbehrte, die sie gerade besonders liebte.

Dieser einfache, häßliche, nicht im Geringsten einnehmende Mann ward aber bald das Grab des französischen Königthums, die Personification eines riesigen Gedankens, der Mann der neuen Idee, dessen Reden ganz Europa entflammten. Mirabeau, ein

Nichts im Jahre 1781, ein Kopf ohne Kraft, ein Ouragan, wie ihn seine über ihn erzürnte Familie nannte — er war zehn Jahre später der Herr von ganz Frankreich, der König des Königs, der Bewunderte von ganz Europa. Und auch Rahel theilte dies Gefühl für den bedeutenden Mann, den sie einige Jahre früher so bescheiden die Briefe auf die berliner Post tragen sah, und niemals hat sich diese Bewunderung für ihn verloren; denn seine ausgesprochenen Ideen haben sie vielfach ihr ganzes Leben begleitet. „An mir", schrieb sie noch 1811 an Marwitz, „hat er in der Nachwelt die Freundin, den Freund, der ihm vielleicht bei der Mitwelt fehlte; so lange ich lebe, schließe ich Mirabeau ernst in mein Herz."

Am 1. April 1791 lagerte ein trauerndes Volk stumm und feierlich vor dem Hause der Chaussée d'Antin, in dem Mirabeau im Sterben lag. Ueber keines Königs Befinden wurden je so viele Bulletins ausgegeben, als über das des sterbenden Präsidenten der französischen Nationalversammlung. Man griff mit tausend Händen danach; man las sie laut dem weinenden Volke vor, bis ein Jammerschrei von Aller Lippen erscholl, als man hörte: Mirabeau ist todt! Die Nationalversammlung faßte sogleich einstimmig den Beschluß, daß die neue St.-Genovefakirche die Bestim-

mung habe, die Asche großer Männer aufzunehmen; daß am Frontispice die Worte stehen sollen:

Aux grands hommes
La Patrie réconnaissante

und daß Honoré Riquetti Mirabeau würdig erachtet sei, dieser Ehre theilhaftig zu werden.

Mirabeau ist die neue Idee, welche damals alle Geister in Erstaunen setzte; Mirabeau ist der Sturz der monarchischen Form in Frankreich gewesen. Zu Bewunderung für diesen leidenschaftlichen, Alles mit sich fortreißenden Geist, wandte sich die ganze Welt mit einem Schrei des Entsetzens ab, als auf sein Grab das Herzblut eines gemordeten Königs floß und vom Henkerblock herab das Haupt Ludwig's des Sechszehnten rollte.

Rahel theilte alle diese Empfindungen mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres noch überdies von der Jugend durchfeuerten Geistes; sie wandte sich ab von dem Henkerschauspiel in Paris und drückte die Augen wehmuthsvoll zu, wenn sie an die Profanation einer großen Idee dachte, die sie begeisterte und der sie Priesterin im edelsten Sinne blieb. Inniger wandte sie sich nun dem literarischen Leben ihres Vaterlandes zu, welches, noch unberührt vom Geist der neuen Idee, damals den Stolz des deutschen Vaterlandes und

seltsamer Weise die letzte Glorie für das heilige tausendjährige Reich Karl's des Großen, einen prachtvollen Diamant seiner morschen Kaiserkrone und den Schwanengesang der deutschen Muse bildete.

Von nun wurde sie das ausgezeichnete Weib, welches wie nie vor ihr ein anderes alle Schöngeister, alle großen Männe ihrer Zeit um sich versammelte. Sie hielt Reichstag mit ihnen und wurde gewissermaßen die Sonne, um welche hundert Sonnen und hundert Sterne fortwährend kreisten, bald ihren Glanz mit dem ihrigen tauschend, bald von ihm sich befruchtend, bald auch ihm Nahrung zuspendend. Rahel, die in ihrem schon 1787 beginnenden Briefwechsel mit ihrem Bruder Robert, mit Gustav von Brinckmann und David Veit den Geist entfaltete, der sie „zum Salz und zum Quirl" alles geistigen deutschen Lebens bis zu ihrem Tode machte, war unstreitig eine der begabtesten Frauen, welche jemals einem literarischen Salon Glanz verliehen haben. Sie war für uns Deutsche die Erste, welche überhaupt einen Salon geschaffen, wie Frankreich dergleichen schon in Ninon de l'Enclos, Frau von Sévigné, Mademoiselle de l'Espinasse und Andern besessen hatte.

Die Frauen des 17. Jahrhunderts in Frankreich, welche sich auch zugleich zu Königinnen des

Salonlebens machten, in dem die Schöngeisterei ihre Pflege fand, haben niemals in Deutschland existirt; es gab keinen Salon, kein Salonleben, und, gestehen wir es uns, keine empfänglichen literarischen Geister dafür. Erst der Epoche, welche von den Siegen des großen Friedrich und dem Erdbeben der französischen Revolution erschüttert wurde, war es vorbehalten, in Deutschland dergleichen Geister hervorzubringen. Das Schicksal fügte es, daß die Poesie der deutschen Muse mehr und herrlicher denn jemals ihre Leier schlug und das klassische Zeitalter unserer Literatur erweckte, spät wol, aber dann vollständig. Fragen wir uns aber, obwol auch das erste Viertel dieses Jahrhunderts den Schöngeistern, welche in ihm ihre Werke schufen, so fruchtbar gewesen wäre, wenn nicht Rahel's Salon bestanden hätte? Fast möchten wir es bezweifeln, denn der Einfluß desselben ist für unsere Nationalliteratur unberechenbar gewesen.

Rahel wurde der Centralpunkt alles schöngeistigen Lebens, welches, fast solange sie lebte, seine Metropole in Berlin besaß und jene Stadt zur norddeutschen Cité der Intelligenz erhob. Um sich her versammelte sie Alles, was dachte, dichtete und fühlte; mit allen hervorragenden Geistern ihrer Zeit war sie in Berührung, correspondirte mit ihnen und bildete bis

nach Paris hin ein Netz geistiger Harmonien, welches mit ihrem Tode gänzlich zerriß. „Ueberall Natur", schildert sie Varnhagen, „und Geist in frischem Wechselhauche, überall organisches Gebild, zuckende Faser, mitlebender Zusammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geistes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unschuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Handlungen die rascheste, gewandteste, zutreffendste Gegenwart. Dies Alles war durchwärmt von der reinsten Güte, der schönsten, stets regen und thätigen Menschenliebe, der lebhaftesten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menschlicher Erscheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beisammen: Geist und Witz, Tiefsinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskunst und Laune, verbunden zu einer Folge von raschen, leisen, graziösen Lebensbewegungen, welche, gleich Goethe's Werken, ganz dicht an der Sache sich halten, ja diese selber sind, und mit der ganzen Macht ihres tiefsten Gehaltes augenblicklich wirken; neben allem Großen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche besonders den Augen und dem edlen Munde den lieblichsten Ausdruck gab, ohne den starken der gewaltigsten Leidenschaft und des heftigen Aufwallens zu verhindern."

Die Dame eines Salons zu sein, ist, wie die Gegenwart es uns in hundert Beispielen beweist, wenig schwer; es gehört heute dazu vor Allem Geld, und die Gesellschaft ist gebildet. Aber eine Dame des Salons zu sein, welche Nichts bietet als ihren Geist und mit der Elasticität desselben eine Gemeinsamkeit zusammengehöriger, und einander sich ergänzender und übertragender Persönlichkeiten schafft, das ist ein so großes und deshalb seltenes Genie, wie das, welches die Vorsehung den aus dem Kreise des einfachen Talentes weit hervorragenden Dichtern verleiht. Nichts als der Geist war das Privilegium und der Magnet, den Rahel besaß, und vermöge dessen sie sich ebenso gut auf die Höhe der Größen erheben, als auf das Niveau simpler Talente herabneigen konnte. Nichts stand ihr zur Seite, weder Reichthum, noch Schönheit, noch Ruhm. Niemals ist ein glänzenderes Beispiel aufgestellt worden, welche Hoheit der wahre angeborene Geist in dem Leben hienieden besitzt, welches Reich er beherrschen kann und welche kostbaren Früchte unter seinem Scepter schwellen können. Rahel, als Mädchen mehr wohlhabend denn reich, und überdies vielfach von der Uneinigkeit ihrer Familie mit Leiden bedacht, verlieh trotzdem ihrem Salon eine Weihe und einen Glanz, den kein anderer der reichsten Für-

ſtin und der ſchönſten Künſtlerin damaliger Zeit bot. Täglich rollten die Equipagen vor und die Blüte des deutſchen Geiſtesadels hatte Audienz bei Rahel Levin, die Nichts war, als ein geiſtreiches Weib; man fragte nicht danach, ob ſie ſchön ſei; — ein Weib von Geiſt würde für ihre Häßlichkeit Bewunderer finden, denn die Schönheit ohne Geiſt iſt bedauernswerth. Aber Fräulein Levin, oder Robert, wie ſie ſich auch nach ihrem Familiennamen nannte, perſonificirte überdies in ihrer Erſcheinung die Anmuth echter Weiblichkeit; ihre Geſtalt war leicht und liebenswürdig, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern; ihre Hand wie ihr Fuß waren eine Zierde ihres Körpers durch die auffallende Kleinheit; das Antlitz umfloß ein reiches, dunkelblondes, der damaligen Mode gemäß in Locken gerolltes Haar. Unſtreitig, Rahel mit faſt allen Eigenthümlichkeiten, welche die Phyſiognomien des jüdiſchen Stammes conſequent aufweiſen, beſaß keine körperlichen Reize ſo großer Art, wie ſie ſonſt die Männer begehren, um von ihnen ſich leicht und gern bezwingen zu laſſen. Aber das geiſtige Uebergewicht, welches aus dieſem Antlitz leuchtete, das war die Schönheit der Seele, welche mehr Zierde als die des Fleiſches iſt. Dieſe bildete den Zauber, dem Alles erlag, und der ſich erhöhte, wenn ihre ſchnellen

und dennoch feſten, dunklen Blicke die Blitze umherſandten, die ſich von dem electriſchen Funkenmeer in ihrer Seele abgeſpiegelt hatten und auf Augenblicke den leidenden Ausdruck überſtrahlten, der ihren klaren Geſichtszügen ſonſt eine ſanfte, liebevolle Anmuth verlieh. Frei und ſicher in ihrem Auftreten, gütig in ihrem Benehmen, überraſchte Jeden, ſelbſt Diejenigen, welche häufig ihre Gegenwart genoſſen, die klangvolle, weiche und aus der innerſten Seele heraufſtrömende Stimme, und, wie Varnhagen ſich ausdrückt, das wunderbarſte Sprechen. Man muß es gewiß ſtets als ein Unglück beklagen, wenn man das Geſpräch ſolcher Perſonen, die durch ihren Geiſt der Unterhaltung berühmt ſind, nicht ſelbſt genoſſen hat. Das Wort, welches zündend von ihren Lippen flog, iſt der Geiſt und die Schönheit, die man vornehmlich bei ihnen bewundert, und wenn man es nicht ſelbſt vernommen, ſondern davon nur erzählen hörte, dann iſt es gefroren und gleich einer verſteinerten Blume. Zuweilen hat gerade das gehörte Wort den Reiz, der entzückt, während daſſelbe Wort wiedererzählt oder gedruckt reizlos, ja oft häßlich erſcheint;

non pomi v'eram ma sterchi con tosco.

Die Kunſt zu ſprechen hat tauſend Hülfsmittel, welche der Kunſt zu ſchreiben nicht gegeben ſind; die Feinheit

des Ausdrucks, der ihn begleitende Blick, die Tonmodulation der Sprache und die jeden Moment ausfüllende Grazie des Sprechenden, Alles geht verloren und beraubt den Literarhiſtoriker eines großen Reizes, einer ganz vollkommenen Vorſtellung. Wenn trotzdem der Rahel'ſche Briefwechſel jenen Geiſt enthält, der uns Bewunderung abnöthigt und uns wohl erklärlich macht, wie man, es iſt freilich ſchon etwas lange her, aus voller Bruſt rufen durfte: Vive l'esprit! ſo fällt uns auch unwillkürlich die Begeiſterung ein, welche einen Athener einſt ausrufen ließ: Wenn ihr ſchon über Das erſtaunt ſeid, was ich erzähle, wie würde es erſt ſein, wenn ihr es ſelber gehört hättet!

So müſſen wir denn eben blind glauben, was die damalige Zeit über Rahel's Geſpräche urtheilte; wir müſſen, um eine annähernde, allſeitige, concrete Schilderung zu erreichen, mit der Phantaſie uns in jenen Salon verſetzen und die Worte beleben, ſo gut wie die Einbildung, geleitet vom hiſtoriſchen Urtheil, es vermag. Und nun nehme man Rückſicht auf ihre leichten, anſpruchsloſen Aeußerungen der eigenthümlichen Geiſtesart, bald mit Laune, bald mit Witz, bald mit Naivität, bald mit Schärfe, bald mit Anmuth und Lieblichkeit verbunden, und dieſem Allen zugleich, harmoniſch mit Jean Jacques Rouſſeau's Lebens-

ſpruch: Vitam impendere vero, eine tiefe Wahrheit wie von Eiſen aufgedrückt, eine Feſtigkeit des Urtheils mit einer wohlthätigen Wärme menſchlicher Güte und Theilnahme. Es iſt ſehr nothwendig, ſich möglichſt lebendig das Bild jener Frau einzuprägen, die zu dem glänzendſten Converſationstalente noch ſo viele bedeutende Eigenſchaften geſellte, welche, in ihrer zu bewundernden Vereinigung und Miſchung, die glückliche Trägerin derſelben Gaben zu noch etwas Höherm als zu einem blos geſellſchaftlichen, die ſie auch zu einem ſocialen und literariſchen Phänomen machen und zu einem der leuchtendſten Punkte in der Culturgeſchichte dieſes Jahrhunderts.

Rahel bietet durch die Zeit, in der ſie glänzte, unwillkürlich einen Vergleich mit Frau von Staël-Holſtein dar. Wenn ich nicht irre, ſagte von dieſer als Salondame ebenſo ausgezeichneten, wie als Dichterin berühmten Frau irgendein franzöſiſcher Staatsmann, daß ſie immer jung und nie Kind geweſen ſei. Rahel, welche ſich in einer Stelle ihres Briefwechſels ſelber mit der Verfaſſerin der „Corinne" in manchen Hinſichten vergleicht, blieb immer Kind und war immer jung; ſie ſagte von Frau von Staël, daß nichts Stilles in ihr ſei. Wir halten für jetzt die Gelegenheit zurück, das Urtheil Rahel's über die Tochter Necker's

mitzutheilen; aber zur Vervollständigung unſeres Gemäldes dient aufs Vortrefflichſte ein flüchtiger Blick auf den Unterſchied dieſer beiden Frauen, von denen die Eine die deutſchen, die Andere die franzöſiſchen Geiſter zuſammenrief, und welche Beide groß genug waren, zuweilen in das Gebiet der andern Nation hineinzutreten.

Das Necker'ſche Haus war zu ſeiner Zeit der Sammelplatz der literariſchen Notabilitäten, die letzte Réunion vor dem Sturz des Königthums; dort fanden ſich Raynal, Marmontel, Thomas, Buffon, Guibert, Sédaine und Andere zuſammen; ausgezeichnete Fremde, wie Hume, Gibbon und Franklin beſuchten den Salon des Finanzminiſters von Frankreich, zugleich den letzten Salon des ancien régime. Im täglichen Umgange mit dieſen ausgezeichneten Geiſtern bildete ſich Mademoiſelle Necker. — Rahel hatte eine ſolche treibhausartige Entwickelung nicht gehabt und wurde demnach auch nicht, wie die Tochter Necker's, verſucht, mit vierzehn Jahren etwas Aehnliches zu liefern, wie dieſe mit einem Commentar zu Montesqieu's „Esprit des lois". Dies frühzeitige Exerziren der größten Geiſtesproductionen, deren philoſophiſches Aroma nur zu leicht Gift für eine heiße jugendliche Seele werden konnte, hat Frau von Staël denn oftmals aus der Sphäre

hinausgedrängt, in welcher allein wir mit unſerm deutſchen Geiſte weibliche Berühmtheiten gern ſehen. Sie wurde eine politiſche Frau, und dies iſt ihr gern zu verzeihen, da ſie Genie dazu hatte und in ihrem leidenſchaftlich von ihr verehrten Vater einen Reformator des franzöſiſchen Volks erblickte. Ueberdies war Frau von Staël Franzöſin und ihr Charakter blieb ſtets, trotz aller ihrer politiſchen Intriguen, einer der edelſten; die Revolution ſchlug ſie außerdem unmittelbar, und es war faſt nicht anders möglich, als daß ſie bei dem allgemeinen Zuſammenbruch der Dinge, der endlich die Ideale ihrer Jugend, die Poſtulate der Montesquieu'ſchen und Rouſſeau'ſchen Staatslehre realiſiren und das goldene Zeitalter der Freiheit und des Volksglücks herbeiführen ſollte, eine tief in das politiſche Räderwerk eingreifende Hand ſein mußte. Genug, wir erkennen das Glück an, welches die Tochter Necker's in ihrer politiſchen Carriere hatte, und noch mehr dasjenige, welches ſie nebenbei nach den Muſen zu blicken veranlaßte.

Zum Glücke für Rahel wurde ihr im älterlichen Hauſe und in ſo früher Jugend nicht dieſe Verführung geboten; ſie begeiſterte ſich vorerſt mit Goethe, der damals die erſten Lorbern vom Altar der von den eifrigſten Sängern gefeierten deutſchen Muſe

holte. Vielleicht hatte auch ſie den Geiſt und das Geſchick beſeſſen, eine Frau von Staël zu werden, als Dichterin ſowol wie als politiſche Größe, oder eine Fürſtin Lieven, das heißt eine feine Diplomatin. Ihr eigener und unſtreitig beſſerer Inſtinct ließ ſie jedoch jenen Weg mit ſeinen tauſend Irrlichtern vermeiden; ſie blieb eine Dichterin im Herzen und ſpäter eine politiſche Notabilität, ohne nach den äußern Erfolgen und nach den Kränzen zu begehren, deren Blumen oft giftig ſind, obgleich ſie ſchön im Farbenſchmuck glänzen. Sie hat zu ihrem Ruhm und zum Glück für Viele ihren Geiſt geopfert; ſie hat das Leben vollſtändig genoſſen mit allem Reiz, den der gegenſeitige Austauſch des Geiſtes und Gemüths in beneidenswerther und keuſcher Ruhe verleiht. Wir glauben nicht, wie ſchon erwähnt, daß Rahel der Tiefe und Gediegenheit entbehrte, oder der Gelegenheit baar war, eine emancipirte Größe zu werden, wie es geiſtvolle Frauen ſo gern ſein mögen, wenn ſie nicht geiſtreich genug ſind. Aber ſie wollte nicht; ſie wollte das Muſterbild einer geiſtreichen deutſchen Frau ſein; ſie wurde es ſogar, ſelbſt ohne daß ſie es wollte. Dafür weiß ihr Jedermann Dank, das deutſche Volk, die Nationalliteratur und die Kunſt, — es iſt Keiner da, der ſie haſſen, oder verachten, oder

nur angreifen könnte. Das ist ihr weihevoller, keuscher Ruhm!

Das gefahrlose Ueberwinden der Verführung zur Ueberbildung, der sie bereits mit sechzehn Jahren infolge ihrer leidenschaftlichen Beschäftigung mit den größten Schriftstellern und Dichtern ausgesetzt war, und wo es doch so leicht geschehen konnte, daß ihr Charakter etwas Verschrobenes und Haussirtes bekommen haben konnte, ist der Beweis dafür, daß ihr Geist von Natur eine Kraft und eine Tiefe gehabt hat, wie sie zu allen Zeiten, und wahrlich nicht bei Frauen allein, selten sind. Ihre Briefe als sechzehnjähriges Mädchen sind klar, vernünftig und geistvoll; aber Nichts ist in ihnen, was an Ueberbildung, Schwärmerei und Manirirtheit streift; es liegt der Abglanz einer empfänglichen, jugendlichen, das Wahre und Schöne allein liebenden Seele in ihnen, die Festigkeit des Charakters, die Anmuth ihres Gemüths, die Lebhaftigkeit ihrer Gedanken, welche sie mit so frischem Reiz während der ganzen Zeit ihres Lebens treulich bewahrte. Die Vorsehung hatte ihr, als eine über Alles seltene Tugend, eine durchaus harmonische Organisation gegeben, das schönste Gleichmaß hinsichtlich von Geistes- und Gemüthskräften; nur war jede dieser Kräfte nicht in einem so aufgeschraubten Grade vorhanden und wirksam, daß eine

koloſſale und damit mehr imponirende als ſchöne Geſammtwirkung entſtehen konnte; jede Kraft maaß ſich gegen die andere in Harmonie ab und brachte als Reſultat ein liebliches und ſchönes Glockenſpiel der weiblichen Anmuth und Geiſtreichheit hervor. Die Tugend iſt immer ein Genie, wieviel mehr die ſeltene Tugend!

Nicht ganz in ſolchem Uebermaß war ſie mit ihrer phyſiſchen Natur bedacht worden; ſie litt fortwährend an Krankheiten, an Reizbarkeit der Nerven, an einer ungemein feinen Empfindlichkeit für alle Verhältniſſe der Luft und des Wetters, die ihr zur Gewohnheit machten, faſt jedem ihrer Briefe eine Notiz über die Witterung und über ſie aufregende Ereigniſſe anderer Art voranzuſetzen, welche ſehr weſentlich auf die jedesmalige Abfaſſung ihrer Schreiben eingewirkt haben. Auch dies iſt ein, und zwar kein mit Gewalt herbeigezogenes, charakteriſtiſches Zeichen ihrer außerordentlich frühen und ausgedehnten Entwickelung der Gemüths- und Geiſteskräfte. Die phyſiſche Natur und die geiſtige ſind in den ſeltenſten Fällen äußerſt harmoniſch miteinander; das Blut der ſtolzen, übervollen Herzen und der reichen, üppigen Geiſter ſcheint nicht durch Adern fließen zu wollen, welche zu ſehr vom Fleiſch des Körpers eingedrängt ſind; frei und ſchnell will es durch den Körper bis zum Herzen

hinauf rollen. Dann iſt es überdies ein oft bemerktes Zeichen, daß die kranken phyſiſchen Naturen die geſundeſten am Geiſte ſind; die Kränklichkeit reizt die Spitzen der Nerven; die Empfindung, zarter denn gewöhnlich, wirkt auch ſchneller, und da der Geiſt des Menſchen ſich umſomehr ſchärft und ſchleift, jemehr Anſtrengungen er erleidet, ſo gewinnen dergleichen Naturen gemeinhin einen esprit aigu; man könnte meinen, ſie ſehen ſchneller, fühlen ſchärfer und bewegen ihren Geiſt, unbehinderter vom Körper, elektriſcher auf die Gegenſtände der Außenwelt hin. Es liegt, wie Hippokrates ſagt, etwas Unbekanntes, geheimnißvolles, quid divinum, in den Krankheiten.

Man wird darin übereinkommen, daß geiſtvolle Frauen, wie ſie ſich gewöhnlich in der Literatur bemerkbar machen, nur ſehr ſelten der Sphäre der Weiblichkeit verbleiben, die ihnen die Natur und unſere Geſetze angewieſen haben. Umſomehr darf man es nicht hoch genug rühmen, wie Rahel, trotz der vielfachen und verführeriſchen Gelegenheit, die ſich ihr bot, und trotzdem, daß ſie ſich des Beifalls ihrer zahlreichen Freunde gewiß verſichert ſein konnte, niemals aus dem Kreiſe der Weiblichkeit heraustrat. Das war eine Größe ihres Charakters, ſich unbewußt, und ohne das Geräuſch des Weltenruhms, ohne Poſaunenſchall den keuſcheſten

Ruhm einer geiſtigen Größe zu erringen, deren Lob in aller Herzen lebte und nie, während ſie lebte, profan von den Lippen ertönte. Ihre Verdienſte, ihre Größe und, ja, wir leugnen es nicht, ihr Daſein wurde Tauſenden erſt bekannt, nachdem ſie geſtorben war. Und trotz Alledem war ſie ſo Viel; eine Nothwendigkeit der Zeit, wenn man will! „Alles gelangte an meine Ohren", ſchreibt ſie, um ihre eigenen Worte hier beizufügen, an ihren Bruder im Jahre 1831, „Alle ſpreche ich: Alle reden zu mir. Alle Klaſſen! Wenn ich ſterben muß, denke: ſie hat alles gewußt: weil ſie alles kannte, nie etwas war, nichts beabſichtigte, nur alles Nachdenken liebte, und in Zuſammenhang brachte; ſie verſtand Fichte, liebte Grünes, Kinder; verſtand Künſte, der Menſchen Behelf. Wollte Gott helfen in ſeinen Kreaturen. Immerdar; ununterbrochen; und dankte ihm für dieſe Beſchaffenheit." — In der That, dieſe wenigen abgeriſſenen Worte zeichnen die Skizze ihres Charakters mit der ganzen Schärfe, welche ſich aus der vollen Ueberzeugung vom Selbſtwerthe erzeugt. Sie war Nichts und dennoch war ſie Alles; ſie war ſowol eine große Dichterin wie eine große Philoſophin, obgleich ſie niemals Gedichte herausgegeben, noch philoſophiſche Werke hatte verlegen laſſen; ſie war an ſich ſelbſt Gedicht, in ſich

ſelbſt ein philoſophiſches Buch und ſo groß in ihrer Art, daß ſie heute neben Goethe als eine Autorität in geiſtigem Urtheil gilt. Sie war in ihrer Weiſe ein Ruhm ihrer Zeit, zugleich bedingt, wie wir weiterhin beleuchten wollen, von ihrer Zeit; dieſe macht die großen Geiſter, nicht dieſe die Zeit; des alten Fritz Generale, Napoleon's aus dem Nichts zu Marſchällen und Fürſten erhobene Soldaten, wären vielleicht in einer andern Epoche große Dichter geworden; ſo ſchrieben ſie aber ihre Verſe mit dem Degen in der Fauſt und mit der Lunte aufs Piſton.

Begabt mit den Talenten, welche Rahel von der Vorſehung empfangen hatte, würden ſicherlich nur wenige Frauen Anſtand genommen haben, ſie durch eine Compoſition und als literariſches Product der Außenwelt zur Bewunderung zu übergeben. Das wäre auch keineswegs eine Verminderung oder eine Profanation derſelben geweſen; — dieſe Meinung ſei fern. Aber nur zu leicht erliegen die begabten Geiſter des ſchönen Geſchlechts der Verſuchung, ſich aus der weiblichen Sphäre hinauszuwagen, um die Größe ihrer Fähigkeiten durch das Außerordentliche in blendenden Glanz zu ſetzen und ein Terrain zu betreten, welches ausſchließlich dem ſtählernen Gedankenpflug des Mannes überwieſen iſt und auf welchem ſich die

Roben und Jupons theils ungewohnt, theils ohne den lieblichen Anſtand der züchtigen Weiblichkeit bewegen. Wohl bietet, ſchon durch die Außerordentlichkeit, ein ſolches Phänomen Reiz und hohes Intereſſe dar; aber wir Deutſche — möglich daß dies ein Mangel unſerer ſchlechten Erziehung iſt — erlaſſen gern und galant den Frauen dieſe Proben des Muthes, der Tapferkeit und der ſchnurrbärtigen Bravour; wir lieben ſie mehr züchtig und freundlich bei den Kochtöpfen zu ſehen und verehren ſie mit den Rudera altdeutſcher Minneritterlichkeit als Zierden der Häuslichkeit, des feinern Tons, des Salons und der mit allen Schönheiten des Geiſtes gepaarten Weiblichkeit. Da für Talente überhaupt ſich kein bequemeres und lohnenderes Mittel bietet als die Literatur, ſo ſegnete unſer an Talenten aller Art ſo reiches Jahrhundert unſere moderne Literatur mit einer liebenswürdigen Schaar von jungen und alten Schriftſtellerinnen, deren Ruhm die Galanterie gemacht, bei vielen allerdings auch eine Außerordentlichkeit der Begabung, die beide Geſchlechter ihnen nicht beneiden. Das Weib, und gar das deutſche Weib, am Ende mit das gebildetſte aller Nationen, für unfähig zur Führung der Feder zu erklären, das würde weniger Egoismus, denn Beſchränktheit ſein; im Gegentheil, ſie hat ein Recht dazu, wie die Män-

ner, wenn ſie Talent beſitzt, ihre Aeltern oder ihr Mann es ihr geſtatten und ſie die Folgen ihres öffentlichen Schrittes ertragen kann. Doch ſei die Feder ein Inſtrument der Grazie und Weiblichkeit bei den Frauen; ſie zu einem Schwerte oder zu einem Blitz zu machen, das iſt, ſelbſt wenn ihnen die Kraft dazu gegeben iſt, Sache des Mannes und beraubt ſie des Schmuckes, der ihrem Geſchlechte wie der der Schamhaftigkeit incarnirt iſt. Amazonen, ſo ſchön ſie ſeien, werden in Deutſchland kein liebenswürdiges Geſchlecht repräſentiren, wenn letzteres auch „fata canit, foliisque notas et nomina mandat" — Geſchicke verkündet und mit Namen und Zeichen die Blättchen verſorgt.

Am Ende iſt dieſes Heraustreten aus dem ſtreng vorgezeichneten und auch weit genug von der Natur geſpannten weiblichen Kreiſe immer eine Abnormität. Die ſogenannte Emancipation der Frauen, welche ihnen das vermeintliche Recht gibt, die ernſten Geſchäfte der Politik und der Philoſophie zu betreiben, macht ſie zu einem aus ſeiner Bahn gewichenen Stern, dem es leicht bevorſteht, auf den Kehricht der Welt herabzufallen. Wir Männer, ſo ſehr wir mit der natürlichen Ritterlichkeit und mit der durch manches Großartige erzeugten Ueberzeugung auch den Ruhm einzelner emancipirter Schriftſtellerinnen geprieſen, haben uns

doch nicht der Rache enthalten können, und deshalb die modernen weiblichen Titanen — ich bitte um Verzeihung für den ungalanten Ausdruck! — mit dem Namen „Blaustrumpf" belegt. Diese Rache war gewiß sehr klein, sogar sehr kleinlich, ich räume es ein; aber was blieb dem starken Geschlecht gegen das der Kleinlichkeit anders übrig? Sollte man durch ein Verbot den Genuß am Verbotenen erhöhen? Das wäre sehr unklug gewesen. Mahomed, welcher seinen Verehrern den Genuß des Weines verbot, that dies aus Weisheit, damit er den Moslems, die welchen trinken können, köstlicher schmecke. Cato sehnte sich nach seiner Frau, als er sie nicht mehr hatte, und wie Martialis seiner Geliebten zusang: „Galla, nega, satiatur amor", so ist es unbedingt, daß verbotene Bücher am liebsten und eifrigsten gelesen werden. Wir Männer, dürfte ich glauben den Gedanken einer großen Majorität dieses gestiefelten Geschlechts verlauten zu lassen, hassen vielleicht die berühmten Blaustrümpfe, weil wir Furcht haben, es könnte sich einmal ereignen, daß diese andere Hälfte der Menschheit, dieses schöne Geschlecht, welches sich im Allgemeinen bisjetzt noch mit der Herrschaft in Küche und Kinderstuben begnügte, plötzlich die Zügel der Welt ergriffe. Nicht wahr, welches kleinliche Geschlecht sind diese Männer? Am Ende

fahren sie gar noch Kanonen auf gegen die Frauen, ohne welche sie doch nicht leben können, um sie mit Gewalt von der Idee zu heilen, anstatt unserer die Welt zu regieren. Oder wird Gott sich einst wirklich an dem Anblicke laben, die Männer zu Sklaven der Weiber erniedrigt und das Universum bei Spinnrocken und beim Strümpfestricken zu sehen? — —

Kehren wir jedoch dieser beängstigenden Idee den Rücken und constatiren wir, daß Rahel keine Aehnlichkeit mit einem dieser Charaktere bot. Sie war Schriftstellerin für sich und, stets ohne Verleugnung der strengsten Weiblichkeit, bewegt und belebt von allen großen Fragen des Geistes und der Speculation. Sie verwerthete durch das Wort, durch die Briefe an die größten Geister und Dichter ihrer Zeit, das Talent und den Geist, den ihr die Natur geschenkt, ohne jemals Misbrauch damit zu treiben, noch durch eine Anwendung auf unweiblichem Terrain die Keuschheit desselben zu verletzen. Vielleicht wäre Rahel nicht was sie wirklich ist, wenn sie als Dichterin, oder als Philosophin, oder als Diplomatin der Menschheit oder dem Egoismus gefröhnt hätte; sie ist nichts von Alledem, sondern eine Fackel, die viel Schönes entzündete und ihr Licht von tausend kostbaren Funken fortwährend gespeist sah, eine Königin, welche alle

Männer von Geiſt in ihren Bann that; ſie iſt ein Epos ihrer Zeit.

Ein Epos ihrer Zeit, ſage ich, die bedingte Natur für ihre Epoche, welche nur ein Urtheil zuläßt. Von allen Geiſtern, welche aus dem 18. Jahrhundert dem 19. vererbt wurden, repräſentirt Rahel, ausgenommen Goethe, am vollſtändigſten die Bewegungen ihrer Zeit, der Literatur und theilweiſe der Kunſt, mit allen Charakteren und Widerſprüchen. Sie repräſentirt dieſe nicht, indem ſie ſich veränderte und ſich unter den mannichfachen Einflüſſen beugte, wie es etwa Châteaubriand that, ſondern indem ſie in ſich faſt Alles reſümirte, bildete ſie den Reflex aller verſchiedenen Bewegungen wie das weiße Scheibenbrett einer Camera obscura. Ihre vornehmſte Beſchäftigung war die ſchöne Literatur, welche damals ihre klaſſiſche Epoche hatte; dazu hatte ſie die Laune, den Witz, das Gefühl und die Biegſamkeit des Charakters; weniger reizte ſie die Politik; ſie wußte wohl mit ihrem Geiſt ſie zu leiten, aber ſie verachtete die Intrigue. Würde die Politik mit einem Charakter der Ritterlichkeit und Geradheit zu verbinden ſein, dann würde ſie vielleicht mit voller Freude ihren Geiſt derſelben zu Gebote geſtellt haben; ſo aber iſt die Politik geworden, was Macchiavelli von ihr dachte und wie er ſie den Kö-

nigen, den Geadeltſten der Menſchen, den Muſtern von Ehre und Wahrheit und Recht mit Erfolg empfohlen: — die Kunſt zu betrügen! — Die Philoſophie, welche kurz vorher mit Kant den Thron beſtiegen hatte, fand in ihr eine denkende und eifrige Schülerin und nicht allein in Bezug auf Deutſchland, auf Fichte, den ſie verehrte, auf Schelling und Hegel und Gans, ſondern auch hinſichtlich Frankreichs, welches in Saint-Martin den genialſten und von ihr eifrig ſtudirten Vertreter des Myſticismus hervorbrachte, dem Franz von Baader vielfach auf deutſchem Gebiete entſprach.

Das Ende des 18. Jahrhunderts war in Deutſchland von einem im öffentlichen und geiſtigen Leben ſo verſchiedenen Charakter, wie ſelten eine Zeit darbietet. Es war theils reich an großen Ideen, theils arm an Zeichen, die die Größe einer Nation verrathen. Lahm, hinkend und erſchöpft im politiſchen Leben, war es die rührigſte Epoche für den deutſchen Geiſt. Die Wiſſenſchaft, die Literatur, die Poeſie und Apollo's Muſe wetteiferten im herrlichſten und glänzendſten Spiele auf einem morſchen Staatenleben und inmitten eines apathiſchen Volkes; die wunderholdeſten deutſchen Leiern ſchlugen, als es mit Deutſchland zu Ende ging, und ihre Geſänge und Rythmen klangen nur auf einem Kirchhofe. Welches ſonderbare Phänomen, daß

der Geiſt eines Volks ſeine Sterbeſtunde nahen fühlt. Welches mahnende Zeichen, daß die Seele einer Nation die Nation überlebt! Die Decaden nach Friedrich's Siegen, welche vielleicht funfzig Jahre ſpäter ins preußiſche und ins deutſche Volk drangen, boten eine Geſellſchaft dar, die ſich eigentlich nicht recht zu Hauſe befand; bald unheimlich ſüßſaure Grimaſſen ſchnitt, bald die aufblühende Dichterglorie Deutſchlands discutirte, bald für Gott, bald gegen ihn mit allen möglichen philoſophiſchen Gloſſen ſtritt, bald, und das war aus den franzöſiſchen Salons der Encyclopädiſten nach dieſem guten Deutſchland gekommen, ſich ungenirt die Perrücke mit dem ſteifen Zopf abnahm, um ſie auf das Polſter eines Brokatſeſſels zu hängen und ſchmunzelnd die blanke Glatze zu präſentiren. Es war mit einem Wort eine recht ſonderbare Zeit, in der ſich Alles in der Schwebe befand und mit verbiſſenem Verdruß, oft wider Willen, eine Sturm- und Drangperiode durchmachte. Was Mirabeau in ſeiner Schrift: „De la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand" von dem Eindruck erzählt, den der Tod des Heldenkönigs in Berlin, damals faſt der Prototyp alles nordiſchen Lebens, verurſachte, iſt ſehr charakteriſtiſch für die damalige Zeit. „Ich zittre noch", ſchreibt er im Jahre 1788, „und mein Gemüth empört ſich über den An-

blick, den Berlin meinen erſtaunten Blicken darbot, als es die Nachricht vom Tode des Helden vernahm, der das Univerſum vor Erſtaunen hatte ſchweigen, oder vor Bewunderung ſprechen laſſen. Alles war dumpf; Keiner war traurig; Alles war beſchäftigt; Keiner war betrübt — kein Bedauern, kein Seufzer, kein Lob! Das alſo war das Ende von ſo vielen gewonnenen Schlachten, von ſo großem Ruhm, von einer faſt halbhundertjährigen Herrſchaft voller Glanz und Größe! Man war ihrer ſatt, ſatt faſt bis zum Haß .... Was erwartete man? Den Nachlaß des Schatzes!... Der einzige General der weinte, war Möllendorf..... Weshalb dieſe menſchenſcheue Undankbarkeit?...." Es iſt nicht nöthig, hierbei zu unterſuchen, in wieweit Friedrich damals populär und geliebt war, ſicherlich nicht ſo, wie ihn heute das preußiſche Volk verehrt, — etwas ſpäter, als dies die ganze Welt gethan. Aber es iſt charakteriſtiſch für die Zeit und die Geſellſchaft, welche in Apathie und in eine dumpfe Stumpfſinnigkeit verſunken, die Lebensſignale ſeiner friſchſchaffenden und großen Geiſter wohl hörte, ſie aber nicht begriff. Die Decade Friedrich Wilhelm's II. zeichnet ſich hauptſächlich dadurch aus, daß man Nichts von ihr zu ſagen, noch aus ihr zu machen weiß. Die preußiſche Nation

vornehmlich befand sich in der Lage eines Gastwirths, der, wohlgenährt und klopfend auf sein Erspartes, sich nicht mehr die Mühe gibt, durch gute Bedienung zu glänzen; man glaubte genug gethan zu haben, um ausschlafen zu können; requies ea certa laborum. Man sollte schrecklich geweckt werden!

Rahel ergriff das Beste von Allem. Sie hielt sich streng an das Klare, ohne doch das dumpfe Hinbrüten zu übersehen; sie verlor Nichts mit ihrem fliegenden und scharfen Blick aus den Augen; reizte im Geheimen die Menschen und auch die Götter der Zeit, und nährte ihren Geist durch Das, was damals als ein Genuß und als ein Privilegium gestattet war: die Literatur.

Die großen Geister, die Götter, Halbgötter und Götzen jener Epoche fanden sich natürlich durch den Charakter der Gesellschaft wenig erbaut; sie fühlten sich unbehaglich und mit all ihren schönen Weisheiten, Romanen, Dichtungen und Kritiken ohne festen Boden. Sie bedurften schlechterdings eines Centralpunktes, eines Genies, welches ihnen sozusagen Heimat verschaffte; eines Kopfes, der sie alle zurechtsetzte; einer Quelle der Erhebung, eines Asyls des Genusses. Rahel war dieser nothwendige Geist. Begabt mit einer reichen und fruchtbaren Natur, die allen Keimen

Leben verlieh, ſie im eigenen Schooße befruchtete und ſie faſt ins Zufällige hin durch eine willkürliche Kraft umwandelte; eine große Seele, in der ſich Alles verſchmolz, in der Alles ſprudelte und in Gährung kam; eine, wenn ich ſagen darf, vollſtändig encyklopädiſche Capacität voller Leben und Belebung, voller Feuer und Gemüth, die Alles zergliederte, Alles zuſammenſchmolz, dann plötzlich in den Schoos des Seins, des Raums, der Natur zurücktrat, und ein Wort voll Geiſt, einen Witz voll Feinheit im Salon, oder im Briefe ſchenkte — das war dieſer Esprit d'intelligence voller Kühnheit und Anmuth, im Wechſel zwiſchen der Phantaſie, zwiſchen der Hoheit und der muntern Laune, gut bis zum Grunde des Herzens, ein wenig myſtiſch in ſeiner Gläubigkeit, welche trotz des jüdiſchen Modus volle Chriſtlichkeit athmete und die, um Harmonie zu haben, auch einen göttlichen Strahl, ein fiat lux, eine regelnde Idee, einen Gott beſaß.

Das war das nothwendige, bisher mangelnde Genie, welches die verſchiedenen zuſammengruppirten oder einſamen Geiſter zuſammenſpinnen ſollte. Sie wurde der Präſident des geiſtigen Ateliers, die Leiterin vieler mit ihr lebenden Denker. Sie beſaß die Macht, dieſe zu feſſeln und durch ihre Feſſeln frei zu machen, ſie anzuſpornen, ſie zu beleben, zu befruchten und zu

nähren. Zwischen Goethe und Gentz, zwischen Fichte und Schelling, zwischen Gelehrten und Schöngeistern, zwischen Diplomaten, Fürsten und Schriftstellern, zwischen Dichtern und Künstlern, Bildhauern, Schauspielern und Malern, zwischen Priestern und Freigeistern wurde Rahel eine vermittelnde Größe; sie war Allen der bewegliche Mittelpunkt, die Spitze des Strudels.

Wie kam es aber, fragt man billig, daß Rahel, die nur durch die Eigenschaften ihres Geistes glänzte, auch einen Kreis so hoher Personen um sich fesseln konnte, gefürsteter, mit Orden geschmückter und dem Throne naher Männer? Das ist ein wunderbares Phänomen, fürwahr! Die hohen Herren scheeren sich gemeinhin wenig um den Geist, besonders in Deutschland, wo die Fürsten sich fast etwas von ihrer Majestät zu vergeben meinen, wenn sie die Menschen nur ihres Geistes wegen schätzen sollen. Der Geist ist für sie der Demokratismus; die Literatur ein Wespennest, der sie um so lieber fern bleiben, als sie zugleich unverschämte Charaktere enthält, die sich nicht scheuen, ungeschminkt die Wahrheit zu sprechen. Dies ist immer unangenehm, besonders wenn man die Wahrheit für eine plebejische Tugend hält. Wie erklärt es sich also, daß der Adel der Geburt sowol wie der geborene Adel sich um die einfache, bürgerliche und überdies jüdische

Rahel ſo gern und ſtolz bewegte? Daß ſie Allen nahe ſtand, daß Prinz Louis Ferdinand, der Prinz de Ligne, Prinzeſſin Amalie von Baden, die Fürſtin von Pückler-Muskau und ihr Gemahl, die Fürſtin von Carolath, eine Menge Barone, Generale und Geſandte eine Ehre darin ſetzten, mit Rahel zu correſpondiren oder ihren Salon zu ſchmücken, und dieſe Ehre niemals zu leugnen willens waren? — Auch dies iſt eine Curioſität jener Zeit, die noch einmal zu ſich zeigen, weder früher noch ſpäter im Bereich der Wahrſcheinlichkeit lag.

Zuerſt muß man bemerken, daß der Geiſt die Welt viel mehr regiert, denn alle phyſiſche Hoheit der Gewalt; die Majeſtät des Geiſtes, meiſt beſcheiden und ohne Glanz, nimmt zuweilen vor Allen den Thron ein und herrſcht unumſchränkt. Das Ende des vorigen Jahrhunderts und der Anfang des jetzigen war ein viel größer Poet, als die großen Poeten waren, die in ihm lebten. Der Geiſt ſtieg damals, und ſicherlich zum erſten male, vollkräftig in die höchſten Sphären der Geſellſchaft, mit Ausnahme der Majeſtäten auf ihrem einſamen Felſenſitz; die ariſtokratiſchen Kreiſe ſtiegen keineswegs aber dahin herab. Wider ihren Willen wurden ſie demokratiſirt; das war das Experiment, welches jener Zeit angehört; man ehrte mit dem Geiſt

auch die Literatur, man pflegte ſie und zwar nicht, wie gemeinhin, im Volke, ſondern diesmal in den vornehmen Kreiſen; das war eine Mode, ein neuer Reiz für den Adel, der ſich langweilte, eine von ihm plötzlich geadelte Beſchäftigung, ein Privilegium. Es iſt grundfalſch, wenn man vermeint, unſere klaſſiſche Literatur, welche damals florirte, ſei populär geweſen; durchaus nicht. Sie war vornehmlich ein Genuß des Adels und als dieſer genug genoſſen hatte, gab er ſie erſt dem Volke zur Erbauung. Das Volk, vom Jahre 1740 an und früher ſchon, bis 1812, war ſehr apathiſch, ſehr empfindungslos, ſehr unempfänglich; kaum daß es ſich an Rabener und Gellert, dieſen populärſten Schriftſtellern, ergötzte. Der Adel war es, welcher die große Zeit machte, die unſere Literatur von da ab datirt; dieſe claſſiſche Literatur, indem ſie zuerſt die Griechen — faute de mieux — nachahmte, wurde ariſtokratiſch und blieb es, bis der Adel zu ſeinem Verdruß erkannte, daß er durch die Pflege des Geiſtes einige demokratiſche Ideen groß gezogen hatte. Sie hätten ihm nie geſchadet; aber er fürchtete ſich doch ſpäter vor ihnen, wie vor einem Geſpenſt, gerade als Rahel's Salon durch ihren Tod geſchloſſen wurde. So hat ſich denn der Adel neben ſeinen Thaten des Muthes und der Ritterlichkeit auch durch die För-

derung der Literatur wohl um das Vaterland verdient gemacht.

Dieſer Zeitgeiſt, wie man damals anfing zu ſagen und ſpäter mit geheimer Angſt in eben denſelben Kreiſen zu wiederholen, dieſer Zeitgeiſt erklärt allein die Intimität der Adelsblüte mit der zwar bürgerlichen, aber durch ihren tiefen und elaſtiſchen Geiſt geadelten Rahel. Dort verſammelte ſich die Crême der an Geiſt und Talent hervorragenden Männer, und der Adel der Geburt, der mit Freuden der geborenen Nobleſſe den Ritterſchlag gegeben, vereinigte ſich mit ihnen und fröhnte der Literatur wie ſonſt des kriegeriſchen Waidwerks. Selbſtverſtändlich mußte es ein ſo ausgezeichneter Geiſt, wie der Rahel's ſein, um dieſe Elemente in bewunderungswerther Harmonie zu halten.

Dem Adel und Rahel haben wir zu danken, daß ſich ein neuer Cultus für die Poeſie ſowol wie für die Frau in Deutſchland geltend machte. Poeſie und die Frauen, das waren immer Gegenſtände der höchſten Verehrung in Deutſchland; und miſchte ſich wol in diejenige, welche die Ritter der Decaden nach Friedrich's Herrſchaft an den Tag legten, eine moderne Anſchauung und der damals adoptirte franzöſiſche Ton, ſo war ſie trotz Alledem ein deutſcher Cultus für deutſchen Stolz. Immer, und darauf

müſſen wir hindeuten, hat man die Frau in Deutſchland über die Könige, über Reich und Kaiſer in Anſehung des Werthes geſetzt. Velleda, ſagt Tacitus, wurde lebendig vergöttert. Ein alter Minneſänger ſetzt die Frau auf einen Thron mit zwölf Sternen als Krone, und das Haupt des Mannes als Stufe. Die Frau und die Poeſie iſt Ein Begriff für uns; beide ſind ein Geſchäft des Herzens. Die alten Germanen verehrten die Jungfräulichkeit; die Minneſänger, dieſe geadelten Poeten und dieſer Cultus des deutſchen Adels, mit ihren kindlichen Thränen, ihrem klagenden Schmerz, verehrten die Schönheit des Weibes; die Ariſtokratie der von franzöſiſcher Grazie gebildeten Geſellſchaft verehrte in Rahel zum erſten male die Frau von Geiſt. Jungfräulichkeit, Schönheit und Geiſt — das wurden die Tugenden des Weibes, welches die deutſche Ritterlichkeit auferzogen hatte. Der Frau zu Ehren hat ſtets die Poeſie ihre Lyra geſchlagen; im modernen Zeitalter dem Geiſte zu Ehren, im Mittelalter der Schönheit. Wolfram von Eſchenbach, als er durch die Gaue Deutſchlands pilgerte, ſah in den drei Blutstropfen, welche ein verwundeter Vogel in den Schnee herabfallen ließ, des Fleiſches Klarheit und Röthe ſeiner Geliebten. Er ſtand ſtill und träumte vor ſich hin und betrachtete in dem blutgeſprenkelten

Schnee das Ideal ſeiner Seele. Haben Schiller, Goethe, Jean Paul und Herder nicht daſſelbe für den Geiſt der Frau gethan? — Die Zeit war gern bereit einem lebendigen Weibe dieſen Cultus zu widmen, und die Zeit fand Rahel dazu.

Alle dieſe Geſichtspunkte ſind ſehr weſentlich, um ein vollſtändiges Gemälde unſerer Heldin zu machen. Rahel wurde der Typus eines geiſtreichen Weibes, welches jener geiſtreichen Zeit durchaus nothwendig war. Im Mittelalter pilgerte man für die Schönheit der Frauen nach dem Heiligen Grabe zu Jeruſalem; im 19. Jahrhundert würde man aus der Verehrung für den Geiſt der Frauen Revolution gemacht haben. Das iſt keineswegs ſo paradox, als es ſcheint. Wir Deutſche brauchen immer einen Stoß von Außen her, um Etwas zu leiſten und ſchlafen dann wieder aus, bis uns ein neuer Ruck erweckt. Nach den Kreuzzügen ſchliefen wir bis zu Luther; nach dem Weſtfäliſchen Frieden bis zum alten Fritz; nach Leuthen bis Leipzig. Wir haben immer den Willen etwas zu thun und uns frei von der Schlafſucht zu machen; aber es iſt merkwürdig, wir warten immer, bis es Andere auch und vor uns gethan haben!

So auch zu Rahel's Zeit. Man war empfänglich für franzöſiſchen Ton und fing an die geiſtreichen

Frauen, den Salon und die Philoſophie zu lieben. Man trachtete danach, die ſociale Geſellſchaft zu etabliren, die man noch nicht beſaß; man liebte die Literatur, man fing an ſich mit Politik zu beſchäftigen: — der Rahel'ſche Salon war aufs Beſte dazu geeignet, und deshalb frequentirte ihn der Adel und der Geiſt, die ſich damals Beide mit dieſen Fragen beſchäftigten, während das Volk ausſchlief. Werfen wir nur einen Blick von Kant bis Hegel und wir werden im Kleinen die große Wahrheit beſtätigt finden. Kant ſetzte auf ſein Banner die Worte: „Kritik und Freiheit!" Deutſchland hörte damit, daß es endlich frei und ſtark ſein ſoll und um dies beſſer abzuwarten, legte es ſich möglichſt bequem in die Feſſeln eines bedenklichen Formalismus. Aber die Kunſt und das Gefühl riß es immer wieder heraus; die Kunſt war Goethe, das Gefühl Jacobi. Nun kam Fichte, der unbeugſame Stoiker, der glühende Patriot; er ergriff das letzte Mittel, um den Menſchen freizumachen; er unterdrückte die Welt und erhob das Ich; ſo würde er Deutſchland befreit haben, indem er Frankreich unterdrückte. — Was geſchah nun? Die Philoſophie von Fichte, die Freiheitsgeſänge und die großen Völkerſchlachten fanden ihr Ende in einem unruhigen Schlummer. Deutſchland lullte ſich mit dem nebelvollen Pantheismus

Schelling's ein und wenn auch wol der Norden wieder mit Hegel erwachte, so war es doch nur, um das heilige Asyl der menschlichen Freiheit zu umgehen und die Geschichte zu versteinern. Genug, die sociale Welt, welche man zur Zeit Rahel's und mit jenem dafür hoch empfänglichen Weibe so eifrig entdecken wollte, wurde ein Gott in ihren Händen, aber ein unbeweglicher starrer Gott, der wol geeignet war zu trösten, aber auch die nationale Lethargie zu verlängern. Halten wir nun aber fest, daß der Rahel'sche Salon das Schachbret dieser Fragen war und ein nothwendiges wie beliebtes Asyl aller Denker. Man that damals seine Schuldigkeit, indem man sich der Beschäftigung mit ernsten und hohen Dingen unterzog, und das ist aller Anerkennung und alles Dankes der Nachwelt werth. Wie es auch sei, jene Zeit war groß, wenn sie auch im Sande und in Dünen verlief; sie hat immerhin unendlichen Nutzen geschafft und das Volk zehrt heute noch von Dem, was damals die Aristokratie gepflegt hat. Schon daß sich durch Rahel ein Gesellschaftsleben und ein sociales Zusammenstreben der besten Geister constituirte, ist von der höchsten Wichtigkeit; denn die Gesellschaft, als Begriff der Civilisation, ist Mutter und Pflegerin aller menschlichen Ausbildung, die mit den Wehen der Misère und Paupertät des Pro-

letariats beginnt, aber dereinſt ihre Beſtimmung durch eine allgemeinere Glückſeligkeit der Menſchheit erfüllen wird. Die Geſellſchaft hat zum Könige den Geiſt, und damit wird die Würde der Menſchheit gehoben; ſie iſt die Metamorphoſe vom Chriſtenthum, welches den Glauben auf den Thron erhob, wie früher das Chriſtenthum die Metamorphoſe des Götzendienſtes war. Deutſchland hat alſo immer vor funfzig Jahren einen Schritt vorwärts gethan, indem es eine Socialität erſchuf. Die Geſellſchaft, und damit müſſen wir uns tröſten, hört nicht auf ſich vorwärts zu bewegen, wie ſehr es auch öfter den Anſchein habe, daß ſie zurückgehe. Die Civiliſation, und das iſt der Unterſchied gegen das Chriſtenthum, ihre Mutter, beſchreibt keineswegs einen vollkommenen Kreis und bewegt ſich durchaus nicht in gerader Linie. Ein alter Profeſſor meiner Studienzeit beſchrieb den Fortſchritt der Menſchheit, indem er mit Kreide einen Zickzack an die Tafel malte; Châteaubriand vergleicht die Civiliſation in ſeinen Etudes historiques mit einem Schiff auf dem Meere; wenn der Sturm es erfaßt, lavirt es, kommt wieder in das alte Fahrwaſſer, wird zurückgeſchlagen, aber endlich findet es wieder günſtigen Wind, gewinnt von Neuem ſeinen richtigen Weg und erreicht den Hafen, auf den es von Anfang an losgeſteuert war.

Vergeſſen wir es nicht: in Deutſchland conſtituirte ſich die Geſellſchaft in derſelben Zeit, in welcher das öffentliche Leben und Denken ſchwieg, und ein Kreis ausgewählter Geiſt die Schätze ſammelte, von denen wir noch immer mit Stolz und Dankbarkeit nutzen; ſie conſtituirte ſich vornehmlich in Norddeutſchland, von Berlin aus, vom Salon und unter der Aegide Rahel's. Ihre Elemente waren aufs Reichſte vorhanden: Die Speculation und die Philoſophie war glorreich vertreten und geehrt; der Gedanke lebte, blitzte und zündete; eine ſtolze Literatur und eine dafür begeiſterte Jüngerſchaar überwog den öffentlichen indifferenten Geiſt, und die Kunſt, beſonders die Muſik wetteiferte mit den Schöpfungen der Poeſie. Das Alles waren Elemente der Geſellſchaft, die ſich erſt nützlich und werthvoll machten durch die Politur des Salons; dort ſchliffen ſie ſich, amalgamirten ſich und brachten jene wunderbare Harmonie hervor, die Reſultat des ſocialen Lebens und Fühlens war. Durch den Salon, den man auffuchte, wurde das Wort, die Sprache, der faßliche Gedanke, mit einer niegekannten Autorität bekleidet. Das Wort gab Allem Leben, trieb Alles zur Blüte; es vereinte, was ſich ſonſt nie vereint; es erzeugte Gedanken, die ſonſt nie entſtehen; es erquickte, es gefiel, weil es etwas Neues war —

das Wort und das freie Sprechen, dieſes höchſte verbindende Element der Geſellſchaft, lebte zum erſten male in Deutſchland auf, in ſeiner vollen Majeſtät und ohne Vulgarität.

Man verſtehe wohl recht. Ich meine das Wort als Austauſch der Gedanken, als perſönliche Communication Deſſen, was man denkt. Rahel, welche an dieſem Verdienſte eminenten Antheil hat, drückt ſich in einem Briefe, 1816, hierüber folgendermaßen aus: „Wir, die Deutſchen, haben noch keine Sprache, ſo durch alle Geſelligkeitsröhren getrieben, wie es die franzöſiſche iſt, in der man ſich dem Geringſten im Faubourg verſtändlich machen kann. Es liegt aber eine ſolche in unſerer bereitet da; man braucht ſie nur fertig zu machen, nur die Wortſtücke dazu auszuſuchen — auch ich kann dergleichen, weil das Tagesleben, wie bei den Franzoſen, mein Kunſtſtoff iſt. — Es gab aber in unſerm Lande keine Gelegenheit zum Sprechen, als die Kanzel. Alle übrigen Gedanken müſſen ohne Ton, Geberde, unperſönlich, zu überirdiſch, aus dem Geiſt an den Geiſt wirken. Alſo langſam, künſtlich, und dann plötzlich. Es werden Verhältniſſe uns auch eine Lebensgeſelligkeit in Worten ſchaffen. Ich weiß es. Oh! lebt' ich nur lange genug; da ich das andere zu lang erleben

mußte! Ganz plan und klar und deutlich muß geredet werden ..."

Das freie Wort, die Sprechfreiheit zum Zweck des Misbrauchs und der rohen Leidenschaft erniedrigt zu sehen, das ist wahrlich eine so große Schmach, daß jeder Gebildete sie verdammen muß. Aber der Misbrauch mit einer Sache schließt den eigentlichen Werth derselben nicht aus. Gott bleibt immer erhaben, wie sehr ihn auch Elende lästern mögen. Die Civilisation ohne Sprechfreiheit ist eine Blume unter einem Scheffel; wenn wir, denen man am Ende heute mehr Geist als Glauben zutraut, die große Krisis begreifen wollen, die sich seit zwei Jahrhunderten vorbereitet, so muß man und kann man Alles sagen, was man denkt. Die Gesellschaft hat sich seit zwei Jahrhunderten gebildet, d. h. die Wechselwirkung aller Stände, aller Rangordnungen, aller Gedanken, aller Empfindungen; sie ersetzte die Stelle der alten Feudalherrschaft. Ebensowenig wie in der Wirklichkeit die Gesellschaft, die Socialität, vor Rahel's Zeit bestanden hatte, ebenso die dazu nothwendige freie, leichte, klare Sprache, welche verschieden von der gedruckten und der lapidaren Kanzelrede, sich erst vermittels ihres Laufes durch die „Gesellschaftsröhren" klärt. Diese Gesellschaftssprache bildete sich nun natürlich aus und

hat heute ungemeine Fortschritte gemacht; sie fand diese Bildung durch das Zusammentreffen im Salon und den zu gleiche Zeit Mode werdenden Briefwechsel der geistigen Autoritäten untereinander; sie schliff sich danach, schmiegte und milderte ihren sonstigen starren Charakter und übersiedelte infolge dessen auch in die Literatur, und zwar zur Zierde derselben.

Auch hierfür müssen wir Rahel danken, denn das freie klare Wort war uns nothwendig und hat seither in unserer Literatur, in unsern Anschauungen und Meinungen Vieles verändert, verbessert und zierlicher gemacht. Das Wort, wie es der Salon oder dessen Kind, der Brief, bildet, hat eine magnetische Kraft und ein elektrisches Fluidum; es zersplittert den sonst granitenen Gedanken in hundert kleine blitzende Atome, die wieder hundert Ansichten entzünden und so eine Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Gedanken erzeugen, die das Wesen der Gesellschaft bildet. Diese Sprechfreiheit des reinen, gebildeten und geistreichen Menschen, nicht des politischen Charakters, ist Alles, während die bereitwillig überall gestattete Denkfreiheit gar Nichts ist. Denkfreiheit allein ist ein Weinfaß, in dem der Most gährt; man will aber den Wein auch genießen. Wir Deutsche haben immer durch große Gedanken geglänzt, aber das Sprechen fangen

wir erſt an zu lernen. Wir hatten immer Denkfreiheit, nur nicht immer bemerkbare. Die Franzoſen waren uns in dieſer Beziehung lange voraus; das 17. Jahrhundert ſchliff dort das Denken zum Worte. Freilich ſind wir ſtolz darauf, tiefer als die Franzoſen zu denken; aber wozu dient es, da die leichter denkenden Transrhenanen mehr Fortſchritte machten wie wir? Es wäre Franzoſenfreſſerei, dies zu leugnen: wir haben nur eines Blickes auf unſere Sitten, Gebräuche und Literatur nöthig, um den Einfluß der leichtern franzöſiſchen Bildung auf uns tiefdenkende Deutſche zu bemerken. Unſere Bücher ſind unſtreitig im Allgemeinen werthvoller als die der Franzoſen; aber die der Letztern ſind beſſer gemacht; erſcheint in Frankreich ein irgenwie hervorragendes Buch, ſo nehmen wir den Rahmen davon, um in ihn etwas vom vaterländiſchen Geiſt zu ſpannen. Das iſt nichts als unſere geheime Ueberzeugung von der praktiſchern Manier unſerer Nachbarn. Wir haben mit Einem Wort, ſei es nun zum Glück oder zum Unglück, noch immer ein Syſtem, während die Franzoſen darüber hinaus ſind und an gar nichts mehr glauben; denn ein Syſtem ſetzt einen Glauben voraus. Wir beneiden ſehr wohl die leichte gefällige Art zu ſprechen, als Reſultat des Geſellſchaftsverkehrs und der ſocialen Bildung; wir be-

neiden ſie, weil darin eine ſchlagendere und mehr vom Idealen herabgeſtiegene Weisheit liegt, als in der ungelenken, blockartigen Klugheit, welche der Wiſſenſchaft innewohnt. Die Deutſchen, ſagt St.-Martin irgendwo, ſind ſchon bei der Ariſtoteliſchen Philoſophie und Gott weiß wohin ſie dieſer Doctor noch führen mag. Pythagoras hat die Weisheit im Kopf und im Herzen gehabt; Socrates mehr im Kopfe als im Herzen; Ariſtoteles hatte ſie in der Zungenſpitze; Alexander der Große beſaß ſie ſowol in ſeinem Schwerte als in ſeinem Magen. Man kann nicht wiſſen, welchen Platz die Deutſchen der Weisheit noch geben werden, und ob ſie ſie nicht ſo vollſtändig verdampfen laſſen wie die Franzoſen.

Am Ende iſt kein Zweifel darüber, daß wir die Wichtigkeit des freien, ſinnvollen, aber, wenn ich ſagen kann, belebten Wortes einſehen und danach ſtreben, eine Converſationsſprache zu ſchaffen. Rahel hat dafür Bedeutendes geleiſtet. Sicher in einer tiefen, deutſchen Bildung und empfänglich für die der Franzoſen; ernſt und launig, gemeſſen und witzig, beſaß ſie Alles um einen deutſchen Salon und eine nationale, ihm nothwendige Converſationsſprache ins Leben zu rufen. Sie führte damit nicht etwa einen gefaßten Vorſatz aus und that es nicht, um einem Ehrgeiz oder einer

Eitelkeit zu genügen; sondern die Bildung dieser Neuerung des deutschen und literarischen Lebens lag einfach in dem allgemeinen Bedürfniß, dem vorzustehen Rahel die geeignetste Persönlichkeit war.

Viele Umstände kamen der Constituirung des Salons und der Conversationssprache wesentlich zu Hülfe; die französische Invasion war von dem bedeutendsten Einfluß, und einige Persönlichkeiten, welche zur Zeit der französischen Regierung in Berlin den Rahel'schen Salon besuchten, trugen unendlich viel zur Consolidirung bei. Selbstverständlich mußte der geistreiche und zugleich herzliche Ton im Rahel'schen Hause von der mächtigsten Einwirkung auf alle Besucher sein, und da die Meisten derselben entweder der Literatur angehörten, oder ihr doch Pflege angedeihen ließen, auch weiter in die verschiedensten Kreise sich verbreiten. Der fortwährende Briefwechsel, in welchem die Verehrer und Freunde Rahel's mit ihr standen, dehnte diesen Salon weit über Berlin aus, denn man führte im Briefe dieselbe Sprache wie in der Conversation. Daraus kann man bemessen, welchen Einfluß und welches Verdienst diese ausgezeichnete Frau um unsere Literatur und unsere, besonders norddeutsche, gesellschaftliche Bildung gehabt hat. Mit ihr entstand in Deutschland eine gesprochene Literatur.

Dies wäre das Porträt Rahel's; der Mittelpunkt des Gemäldes, welches zu malen die Aufgabe dieser Blätter sein soll. Als eine meist indirect wirkende Größe, welche vierzig Jahre lang einen glänzenden Hof bedeutender Geister um sich versammelt hatte, begleitete sie eine der inhaltschwersten Epochen, welche die nachfolgenden Seiten, ebenso wie die interessantern Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung kam, zu schildern versuchen wollen. Immer wird die Gelegenheit vorhanden sein, neues Licht auf den Geist, auf die überwiegenden Fähigkeiten und die hervorragenden Eigenschaften des Herzens dieser Frau zu werfen, welche unstreitig eine der wichtigsten Persönlichkeiten für die deutsche Literatur- und Culturgeschichte dieses Jahrhunderts ist.

II.

Auf einer der vorhergehenden Seiten ist bereits erwähnt worden, daß im Anfange dieses Jahrhunderts die geistige Regsamkeit des deutschen Volks nur in dessen höheren Gesellschaftsschichten sich geltend machte. Dieser Umstand ist einer der wichtigsten, welcher jemals dem Auge eines Literarhistorikers geboten werden wird; denn er legte die Einwirkung der Intelligenz ausnahmsweise in ein vornehmes Bereich, aus dem diese alsdann erst in die Schichten des Volks sich herabsenkte. Die Literatur und die Beschäftigung mit Allem, was dem Leben höhern Reiz verleiht, war damals eine wohlgepflegte Neigung der Aristokratie und wurde erst später, gleich einer Mode, vom Volke adoptirt.

Verkenne man diese Situation und ihre Wichtigkeit ja nicht. Die Logik, welche wir daraus ziehen,

ist, daß die vornehmen Kreise der deutschen Gesellschaft in jener Zeit die neuern Anschauungen auf unserm Boden verpflanzt, und daß wir also allen Umschwung unserer Ideen vom Adel abzuleiten haben.

Literatur ist die ideelle Geschichte eines Volks, oder wie Theodor Mundt sehr richtig in seiner „Literaturgeschichte der Gegenwart" sagt, der Idealismus der Volkskraft. — Noch ehe sich in Paris die große Katastrophe ereignete, war die deutsche Literatur im Grunde ein gutmüthiges Kind, welches sich wie eine fünfzehnjährige Pensionärin, idealer Schwärmerei überlassen und alles öffentliche Leben negirt hatte. Die Augen geschlossen und die Ohren verstopft, war sie in den Bauch des Menschen gekrochen und hatte sich dort im Allerheiligsten niedergelassen, um aus dem Schutze menschlicher und geheimer Empfindungen Dasjenige herauszuschaufeln, was ihr zur Idealisirung des Menschen nöthig war. Es war der heilige Friede der Intelligenz, der damals herrschte und die Idealisirung derselben, fern jeder öffentlichen Idee. Aus jenem Reiche datiren jene literarischen Productionen, welche uns mehr denn allen andern Nationen die menschliche Gefühlswelt erklärt und poetisch dargestellt haben.

Indeſſen färbte ſich bald dieſer glatte Spiegel der Literatur mit dem Colorit neuer aus Frankreich herübergewehter Ideen. Das nationale Element, durch die franzöſiſche Revolution zum erſten male und für alle Zeiten als ein Factor des Staats anerkannt, zog nun auch in die Literatur und hob ſich ſpäter auf eine ſo gewaltige Höhe, daß die Ariſtokratie einigermaßen Schrecken vor dem Kinde bekam, welches ſie ſo zärtlich groß gezogen hatte. Klopſtock blies durch einzelne ſeiner Schriften der deutſchen Literatur zuerſt den hiſtoriſchen Athem ein; Graf Leopold Stolberg nicht minder, und Thümmel drehte mit ſeiner cavalieren Plaiſanterie der deutſchen Anſchauung vollſtändig den Zopf ab. Das Volk ſaß ſtumpf und theilnahmlos dabei und ſah Alledem wie einem Theaterſtücke zu; das Volk war damals nicht im Geringſten, was man öffentliche Meinung nennt; ſondern dieſe bildete, wie der Goethe'ſche Wilhelm Meiſter dafür den ſchlagendſten Beweis gibt, der Adel, die Ariſtokratie, die feine und vornehme Geſellſchaft, welche in ſich alle damals aufkommenden neuen Ideen, und zwar beſſer als ſpäter das Volk, verarbeitete. Die Vollkraft, d. h. die Intelligenz, die Ideen, die wiſſenſchaftliche Speculation und die Schöngeiſterei — das war damals ausſchließlich die ernſte Lieblingsbeſchäftigung des deut-

ſchen Adels, oder genauer geſagt, der norddeutſchen vornehmen Geſellſchaft.

Es ſcheint, und dies iſt ein auffallender Umſtand, daß die Geſchichte und die Literatur zueinander eine eigenthümliche Wechſelwirkung ausüben. Widmen ſich die größern intelligentern Kräfte dem literariſchen Gedanken ausſchließlich, wie im Anfange dieſes Jahrhunderts, ſo vergeſſen ſie gemeinhin die Weltgeſchichte und dieſe gedenkt auch ihrer nicht, ebenſo wenig wie des gemeinen Volks, welches niemals das einzig entſcheidende Gewicht bildet; begeben ſie ſich andererſeits wieder vornehmlich in das Gebiet der Politik, dann ſchlummert auch der literariſche Geiſt der Nation. Während Frankreich keine Dichter, aber große Generale erzeugte, wurden die großen Talente in Deutſchland Dichter und Schöngeiſter.

So mußte die der materiellen Glorie unterworfene Zeit Napoleon's die deutſchen im Dichten und Denken beſchäftigten und im heiligſten Frieden ſchaffenden Geiſter nicht wenig überraſchen. Während zu unſerer Ehre die Poeſie und Intelligenz florirte, fand Deutſchlands Geſchichte ſeine Schmach. Wir können glücklich ſein, daß die Intelligenz jener Trauerperiode ihre Geſchichte überragt hat und haben Urſache, es ihr zu danken. — Während die Geſchichte durch den Griffel

Napoleon's ihre kolossalen Ereignisse, Schlachten und Siege verzeichnete, störte dies in Deutschland keineswegs den Flor der eleganten und geistreichen Salons, die in Hamburg, Frankfurt, Weimar, Jena und Berlin ihre für unser geistiges Wohl unendlich wichtige Wirksamkeit geltend machten.

Vornehmlich fing Berlin an, das Centrum aller deutschen Intelligenz zu werden. Der Rahel'sche Salon gewann weit über die preußische Residenz hinaus seinen Ruf und Einfluß, besonders, da Rahel durch ihre im Jahre 1800 unternommene Reise nach Paris, dort außer vielen Bekanntschaften, einen reichen Einblick in das von nun an fast allein gültige französische Salonleben erworben hatte. Die ganze Intelligenz siedelte allmälig nach Berlin und fand mit den verschiedenen Fremden von Auszeichnung, die damals die preußische Residenz besuchten, ihren vornehmsten Versammlungsort in dem Salon von Rahel Levin.

Nichtsdestoweniger mußte ein Heros wie Napoleon eine entschiedene Wichtigkeit bei allen vornehmen deutschen Denkern finden, wenn diese auch im Grunde den neuen Consul mehr wie ein literarisches Erzeugniß denn als eine politische Wichtigkeit behandelten. Die Aristokratie Preußens war zum großen Theil so sehr von den revolutionären Ideen angesteckt, daß sie

es am liebſten geſehen hätte, wenn Preußen anſtatt des reſultatloſen Coalitionskriegs Arm in Arm mit der franzöſiſchen Freiheitsarmee gegangen wäre; dieſer Theil haßte Napoleon, weil er in ihm den Despoten ſah, welcher die Freiheit wie ein Cromwell unterdrücke. Ein anderer Theil liebte, als Napoleon ſich zum Kaiſer gemacht, den neuen Cäſar, blos weil er Cäſar war und kümmerte ſich nicht darum, auf welche Art und und Weiſe er ſich dazu gemacht. Trotz aller widerſprechenden Meinungen hatte Niemand im Grunde Furcht vor Napoleon, wohl aber fühlte man überall Bewunderung für ihn, und in dieſer Beziehung ſtand auch Rahel zu dem neuen Kaiſer, der in kurzer Zeit ſeine Knie dem deutſchen Vaterlande auf die röchelnde Bruſt ſetzen ſollte.

In der That konnte Napoleon, wo er noch nicht perſönlich gekränkt und beleidigt hatte, nur Bewunderung erregen. Er war ein Rieſe, der als ſolcher die Alpen wie Hannibal und Karl der Große überſtiegen hatte, und deſſen immenſes Selbſtvertrauen ſeinen Gott bildete, der den des Himmels zu ſpotten ſchien. Eine ſolche Sicherheit ſeines eigenen Geſchicks wird ſtets das Merkmal gigantiſcher Männer bleiben. Cäſar ſagte zu einem durch den Sturm erſchreckten Matroſen: „Fürchte Nichts, du trägſt Cäſar und ſein Glück!“ — Attila

ſagte zum Piloten des Schiffs: „Laß mich landen, wo es ſei, wenn es dort nur Völker zu ſtrafen gibt!“ — Napoleon fragte Caulaincourt:

„Sehen Sie dieſen Stern?“

„Nein, Sire.“

„Aber ich“, antwortete der Kaiſer kalt.

Dergleichen Charaktere, welche ſich über das Niveau des Gewöhnlichen ſtellen und das Joch des göttlichen Rechts zu tragen verweigern, legen ſich ein anderes und drückenderes auf. Sie erklären ſich einer blinden Macht unterthan, der Macht der Dinge ohne Moral, der Beſtimmung, dem Fatum, und entſchlagen ſich Juvenal's Sentenz: Carior est illis quam ipse sibi.

Indeſſen fing allmälig ein anderer Theil der preußiſchen Ariſtokratie an, geſtützt auf den Ruhm von Friedrich's Heldenſiegen, auch nach dem Kampf mit jenem Rieſen zu brennen und nicht länger unthätig dem eiſernen Würfelſpiel zuzuſchauen. Der Chef dieſer Partei war Prinz Louis Ferdinand, einer der innigſten Verehrer Rahel's, der zugleich das Bild der in Preußen dominirenden öffentlichen Meinung von damals gibt.

Prinz Louis repräſentirte die menſchlich gewordene Königsidee, die natürliche Majeſtät, und darum wird

er, ein Held überdies, ſtets von der Jugend, von dem Muth und den freien Geiſtern geliebt und verehrt werden. Er iſt das Bild der muthigen, ſprühenden, rückſichtsloſen Jugendkraft, ein Prinz-Menſch, ſchön, kräftig und voller Patriotismus, voller menſchlicher Schlacken und fürſtlichem Golde — ein preußiſcher Prinz, wie er ſein ſoll, um in dem Herzen des Volks, welches immer dankbar iſt, ein Denkmal der Liebe zu beſitzen.

In damaliger Zeit ließ man die Prinzen noch nicht viel erlernen; man glaubte, daß ſie deſſen nicht bedürften, um ſpäter einige Millionen Geiſter zu regieren. Sie waren im Purpur geboren und deshalb mußten ſie ſchon klüger wie alle Andern ſein. Dieſer Irrthum iſt heute längſt eingeſehen worden und man achtet als höchſte Zierden der Fürſten die reichen Kenntniſſe, welche ſie ſich erworben haben, ehe ſie die Zügel eines Reichs angreifen. Prinz Louis hatte, dem alten Grundſatze gemäß, denn auch nicht viel gelernt; aber, gleich Friedrich dem Großen in ſeiner Jugend, war er danach begierig, ſeinen Geiſt zu bilden, und empfänglich für alles Schöne und Edle. So kam es, daß er auf eigene Hand ſich ſeine freie Bildung und ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe erwarb, welche letztere, beiläufig geſagt, weit das gewöhnliche Feld überſchritten. —

Seine Bildung wurde überdies noch durch den Umgang mit den französischen Emigrirten erhöht, welche den jungen, ritterlichen Prinzen während seines Aufenthalts in Spaa umschwärmten; aber seinem für Leidenschaften empfänglichen Charakter auch zugleich das Gift einflößten, welches der Lebensmaxime des Adels vom ancien régime so zu sagen nothwendig war. Inmitten dieser emigrirten feinen Roués aux talons rouges bildete sich der Prinz und wurde überdies, wie dies erklärlich ist, zum bittersten Haß gegen Napoleon gereizt, der bis zur Leidenschaft stieg, als dieser sich mit dem königlichen Blute des Prinzen von Enghien befleckte.

Als Prinz Louis nach Berlin zurückgekehrt war, nahm er an dem dortigen Leben in vollem Maße Theil, und wie schon gesagt, hatte sich eine geistige Regsamkeit in dieser Stadt bedeutend ausgebreitet, die gesellige Bildung war gestiegen und sehr gediegene Geister sorgten für immer neue und frische Belebung. Der Rahel'sche Salon bildete den Glanzpunkt dieses Lebens, welches sich zwischen der Kunst und Wissenschaft, dem öffentlichen Treiben und der Literatur, der Diplomatie und dem Hofe, die dort alle ihre Vertreter hatten, vermittelte. Dort lebten damals Gentz, die beiden Schlegel, Schleiermacher, Fichte, Bernhardi, der

Major Gualtieri; dahin zogen sich die Besucher der Residenz, wie Johannes von Müller, Frau von Staël im Jahre 1804, und viele andere Celebritäten, deren fleißigen Besuch sich der Prinz Louis Ferdinand angelegen sein ließ.

Der Prinz, in Allem ritterlich, bildete hauptsächlich die Seele des Offiziercorps, welches damals hinsichtlich seiner aristokratischen Eigenschaft und des tonangebenden Ausdrucks einen großen Theil der öffentlichen politischen Meinung an den Tag legte. Varnhagen von Ense führt in seiner „Galerie von Bildnissen" die Worte Woltmann's an, welche sehr charakteristisch für die damaligen Zustände in Berlin sind. „Ein solches Gemisch", schreibt Woltmann, „von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühen um Eleganz des Benehmens und lautem tobenden Wesen, wie in den Offizieren der Gensdarmen und des Garde-du-Corps, läßt sich nicht beschreiben, das muß man gesehen haben. .... Ein Prinz im königlichen Hause war gleichsam ein idealischer Repräsentant jener Offiziere, die sich als Repräsentanten des preußischen Offiziergeistes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit, mit glänzenden Eigenschaften so ausgestattet, als um sie bemüht; stolzer auf seine Persönlichkeit als auf seinen Rang, und gleich-

wol sehr stolz, ein Prinz von Preußen zu sein; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die schöne Kunst, die das glänzende Leben am meisten anspricht, die Musik; der Liebe stets ergeben" .... Das war das Ideal eines jugendlichen Helden und preußischen Offiziers, Prinz Louis Ferdinand, voll Feuer und Enthusiasmus, wie Frau von Staël sagt, aber in Ermangelung des Ruhms zu sehr beeifert, die Stürme aufzusuchen, welche das Leben erregen.

Die damaligen Offiziere sehnten sich denn auch nach einem Kampf mit Napoleon und waren, voll noch des Andenkens an den alten Fritz, sicher, den Koloß zu besiegen. Dieses Selbstvertrauen, welches in dem preußischen Offiziercorps sich noch bis heute auf die Unbesiegbarkeit der Armee allzu sehr geltend macht, trug damals sicherlich viel zum Unglück von Jena und Auerstädt bei, weil es die Größe des Feindes unterschätzte; es war aber keineswegs von Prinz Louis getheilt, der trotz seines glühenden Patriotismus nie die schwankende Situation jeder irdischen Größe außer Acht ließ.

„Liebe Mutter", sagte Prinz Louis einst und beherzigend zur Prinzessin Ferdinand*), „denken Sie

*) Varnhagen, Galerie von Bildnissen.

denn, das könne niemals anders ſein; es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thore fahren? — Sie fahren einmal aus dem Thore und es wird nicht getrommelt werden, glauben Sie mir's!"

Hat es immer etwas Gutes, dergleichen ausgeſprochene Gedanken bei Gelegenheit zu wiederholen, um den, dem Allgemeinen nur ſchädlichen, Hochmuth einer gewiſſen Partei zu dämpfen, ſo verfehlen wir nicht, unſere Trauer darüber auszudrücken, daß es in der That damals ſo kam, wie der königliche Prinz es im Ahnungsgefühl ausgeſprochen hatte. Wir haben keinen andern Troſt als den, daß wir eine ſchmerzliche Erfahrung nicht ſo leicht vergeſſen und aus ihr lernen mögen, eine Wiederholung derſelben für die Zukunft mit Weisheit zu vermeiden. Daß unſere Geſchichte ein Jena erlebte, dafür müſſen wir heute im Grunde Gott danken, wie man ihm für die Prüfungen danken muß, die er dem Menſchengeſchlecht gerechter Weiſe auferlegt. Nicht allein für Preußen, nein, für die geſammte Welt war Jena ein Heil, nicht für den Augenblick, wohl aber für die Zukunft. Es war größer denn Waterloo, wenn auch weniger glänzend; nach Jenas Tagen wurde ein neues Preußen geboren, mit Waterloo nur getauft.

Prinz Louis Ferdinand fiel in dieſen unglückſeligen

Tagen, und mit seinem Tode hatte das junge Preußen der Geschichte sein Opfer gebracht. Jetzt erst ermannte sich die preußische Jugend wieder; nun erst loderte die Glut einer bis dahin kaum gekannten, edeln Vaterlandsliebe in ihr empor und säugte sich so groß, um mit der Keule eines herrlichen Zornes den Koloß des Unterdrückers zu zertrümmern.

Einige Stellen aus einem Briefe Rahel's an Fouqué 1811 dürfen nicht übergangen werden, theils weil sie auf das Verhältniß Rahel's zu Prinz Louis helles Licht werfen, theils den königlichen Prinzen treffend charakterisiren:

„.... Er war die feinste Seele", schreibt Rahel, „von beinah Niemand gekannt, wenn auch viel geliebt, und viel verkannt. ..... Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da sind! Gern ließ ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem königlichen Prinzen, der schon vom Ruhm geführt und hoch geliebt war, sein kann. .... Das Menschlichste im Menschen faßte er auf; zu diesem Punkte hin wußte sein Gemüth jede Handlung, jede Regung der andern zurückzuführen. Der war sein Maßstab, sein Probirstein, in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das ist das Schönste, was ich von ihm weiß. Nie sprach er darüber mit mir, wie ich mit ihm. Ich sah es

aber ein, lebenslang..... Mein Verhältniß zu ihm war ſonderbar, beinah ganz unperſönlich. Obgleich er ſeine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte (mehr als die letzten drei Jahre). Von uns zu einander war nicht die Rede. Doch mußte er mir Alles ſagen: componirte er, ſollte ich bei ihm ſitzen; ſpielte er — am Ende gezwungen — Karten, auch. Mein Gräuel!.... Ich ſchrieb ihm „Gnädiger Herr" und „Königliche Hoheit" und „Sie". Im Geſpräch ebenſo, nur in ſehr guter Laune, im Scherz und urgenten Fällen anders. Er nannte mich Kleine, Levi, Rahel oder Mademoiſelle Levi vor Leuten. Vor vielen Jahren, als wir noch nicht ſo ſehr liirt waren, und er nur viel zu mir kam, attakirte er mich über Goethe. Ich ſprach nie von Goethe. Fing mich in einer Thüre und docirte, wie ſchlecht Egmont ſei, ſehr lange, mir zur marterndſten Langweile, weil ich nur der Schicklichkeit fünf Worte opferte, und gar nicht antwortete. Wie Goethe einen Helden habe ſo ſchildern können! in einer miſerablen Liebſchaft mit ſolchem Klärchen u. ſ. w. Ein Jahr vor ſeinem Tode ſchrieb er eben ſeiner Geliebten, er ſei vom Herzog von Weimar mit Goethe zu Hauſe gegangen, habe ſich in ſein Bett gelegt, Goethe davor, und da wäre er denn bei Punſch aufgethaut, er habe über Alles mit ihm ge-

ſprochen, und nun habe er geſehen, was es für ein Mann iſt; mit noch vielem Lobe, welches er ſo beſchließt: «Laß dies ja der Kleinen leſen; denn alsdann bin ich ihr gewiß unter Brüdern 3000 Thaler mehr werth.» Dies war mein größter Triumph in der Welt. . . . ."

Setzen wir für den Moment die politiſche Lage jener Zeit, ihre Wallungen und folgenſchweren Ereigniſſe aus den Augen, ſo finden wir in dem Salon Rahel's, oder in den um dieſe Zeit durch Briefwechſel ihr naheſtehenden Perſonen, faſt alle hohen Träger der Bildung und ſelbſt der Ereigniſſe. Heben wir davon beſonders heraus den freimüthigen und hofmänniſchen Major von Gualtieri; den herben Genelli, den Rivarol der Salons; Guſtav von Brinkmann, den Grafen Tilly, jenen flüchtigen legitimiſtiſchen Franzoſen, geiſtreich, ſchön, Roué mit vortrefflichem Herzen, ein Richelieu botté et éperronné, deſſen ſpätere Memoiren*) ein Stück Lauzun und Caſanova bilden und von dem Rahel 1805 ſchrieb: „Der iſt komiſch und ſchlecht, denn er hat Reue und iſt unſicher über ſich ..... ſein Leben war halb lächerlich, halb ſchrecklich anzuſehen, für ihn gewiß meiſt eine innere Angſt

*) Drei Bände (Paris 1828).

und Marter, von Mitteln der Eitelkeit zur augenblicklichen Ruhe gebracht, ein schwankender Zustand, zu welchem auch Geburt, Schönheit und Geistesgaben ihm wirkten, und alte verderbte Erziehung, die sonst häufiger mit großen Vorstellungen und Achtung der Religion und Sitte zusammenging. Er war ein Exempel ehemaliger verkehrter Franzosenwelt und Erziehung. Er genoß alle ihre Vortheile, und erlag ihren tiefen Fehlern." — In einem andern Buche las ich einmal: Ce bon M. de Tilly est un fort mauvais sujet, mais il pense bien.

Einen einwirkenden und intimen Freundschaftsverkehr unterhielt Rahel mit David Veit, von der frühesten Jugend an bis zu dessen 1814 erfolgtem Tode. David Veit war Arzt, ein philosophischer Kopf und hochempfänglich für Poesie und alles Schöne, dabei scharf an Verstand, stets besonnen und mit seiner reichen Bildung belehrend und unterrichtend. Er war ein Privatdocent wider Willen. Im Jahre 1794 besuchte er Jena, um seine Studien fortzusetzen und trat dort in jenen berühmt gewordenen literarischen Zirkel, der sich damals um Goethe und Schiller geschlagen hatte und die Epoche der „Literaturzeitung" machte. Selbstverständlich lernte Veit bei dieser Gelegenheit den damals im ersten frischen Lorberschmuck

ſtrahlenden Goethe kennen, den er, wie Rahel, lange vorher ſchon verehrt hatte. Mit dieſem Angelpunkte gewann Rahel zugleich eine größere Bekanntſchaft und einen intimern Verkehr mit dem jenaiſchen Salon, der vielfach ſeinen Einfluß auf den berliner übte und die ſpätere Ueberſiedelung einzelner vornehmern Geiſter nach der preußiſchen Reſidenz beförderte. Nach Beendigung ſeiner Studien ließ ſich David Veit als Arzt in Hamburg nieder und belebte auch dort jenen, auf die nordiſche Literatur vielfach einwirkenden, Salon des Sieveking'ſchen Hauſes, in dem Geiſter wie Reimarus, Perthes, Schönborn, Poel und Andere glänzten, mit denen Rahel durch Veit demnächſt in mannichfache Berührungen trat.

Durch Veit wurde Rahel, außer Andern, unmittelbar in Berührung mit Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel geſetzt, die den Salon von Jena zierten.

Wilhelm von Humboldt beſonders hat in der erſten Zeit Rahel's keinen geringen Einfluß auf ſie geübt, da dieſer in jeder Beziehung vornehme Mann die ſogenannte Claſſicität der Bildung mit den Anſchauungen moderner Entwickelung zu verbinden verſtand. Man darf nicht vergeſſen, daß es zu jener Zeit einer der höchſten und vielgeltendſten Lobſprüche war, claſſiſch

gebildet zu ſein, und daß man in der vollendetſten Nachahmung der griechiſchen Antike die höchſte Kunſt und Intelligenz ausgedrückt zu ſehen glaubte. Die richtige und harmoniſche Verſchmelzung des griechiſchen und deutſchen Elements war in dem Anfang der Neunziger Jahre ein ebenſo großes Problem, wie das aus ihm ſich unmittelbar abzweigende Räthſel der romantiſchen Sphynx, die ſinnlichen und geiſtigen Elemente in harmoniſche Wechſelwirkung miteinander zu ſetzen. Dieſe beiden Fragen, als die wichtigſten für die damalige Intelligenz und die Hebel unſerer ſchönſten literariſchen Erzeugniſſe, beſchäftigten alle vornehmern Geiſter, und auch Rahel, ſo vielfach mit der Literatur in intimen Beziehungen, blieb ihnen durchaus nicht fremd. Humboldt, deſſen intime Freundſchaft und literariſche Harmonie mit Schiller, ſowie ſeine Plaſtik der Goethe'ſchen Anſchauung jenen beiden großen, aber ſich vielfach widerſtrebenden Dichtern zur heilſamſten Vermittelung diente, wurde von Rahel ausnehmend wegen ſeiner reichen Kenntniſſe und poetiſchen Seele verehrt. Humboldt's ſpäter als Politiker wie als Gelehrter glänzender Geiſt hatte ſowol das Geſchenk der griechiſchen Anſchauung, wie auch des deutſchen Naturells, und vermochte beide Elemente wie wenig Andere zu einer harmoniſchen Ge-

ſtaltung zu bringen, wie dies ſeine „Aeſthetiſchen Verſuche“ (1799) hinlänglich bewieſen haben.

In dem Rahel'ſchen Briefwechſel ſind einige Auslaſſungen intereſſant, welche ſich auf Wilhelm von Humboldt beziehen. In einem Schreiben an David Veit in Jena vom Jahre 1794 ſchildert ſie den Eindruck, den Humboldt's Recenſion über den Jacobi'ſchen „Woldemar“ in der Allgemeinen Literaturzeitung auf ſie gemacht, nachdem ſie zuvor mit ſehr vielem Geiſt die bekannte Kritik Schiller's über Matthiſſon, vielfach wol aus einer hier ſchon angedeuteten Abneigung gegen den Dichter der Räuber, verworfen hat:

„Eine Frau ... iſt wirklich elend“, ſchreibt ſie auf die Auslaſſung Veit's, daß die Humboldt'ſche Recenſion ſchwer zu verſtehen ſei, „wenn ſie nicht wenigſtens Hrn. von Humboldt ſchnell verſteht, wenn er auch Dinge ſagt, die ſie niemals würde geſagt haben; gewußt muß ſie dieſelben haben, oder ſie iſt wirklich als eine Unterklaſſe, wofür ſie Viele halten, zu bedauern. .... Für einen außerordentlich philoſophiſchen Kopf ließen ſie Humboldt immer gelten, und rühmten ihn und erhoben ihn! Aber die Menſchenkenntniß wollten ſie ihm abſprechen. Hat er denn nie mit ihnen geſprochen, wie er in dieſer Recenſion geſchrieben hat? oder haben ſie ihn total nicht ver-

ſtanden! Sonſt müßten ſie ja nur all ihr bischen Wunder vor ſeiner Menſchenkenntniß niedergelegt haben und hätten den philoſophiſchen Kopf ganz vergeſſen müſſen: nicht als ob er ihn bei dieſer wunderbaren Recenſion vergeſſen hätte, im Gegentheil, er hat darin beſtimmt, was Menſchenkenntniß iſt; er hat ſie als eine Kunſt ſo zu ſagen zergliedert und feſtgeſetzt, und weil die nun ſich einmal an Moralität und Menſchheit lehnt, dieſe zu Regeln gemacht, wie Schönheit bei Kunſt, und auch die Regel wieder als Schönheit und natürliche Conſequenz zergliedert und befeſtigt. Kurz, der weiß das Beſte nicht, der dieſe Recenſion nicht verſteht, und wer ſie nicht über allen Ausdruck bewundert, verſteht ſie nicht..... Ein Roman iſt doch immer ein Kunſtwerk des Genies, worin man alles Das wol finden muß, was Humboldt ſagt, und was man auch in jeder Schilderung menſchlicher Situationen findet, wenn ſie mit Wahrheit geſchildert und nicht von gemeinen Menſchen genommen ſind.... Man muß wol etwas zu beweiſen im Sinne haben, wenn man einen Roman ſchreibt; ... mir ſcheint Hrn. von Humboldt's Recenſion ſo voller tiefen, zerlegten Inhalts, der hier Genie iſt, weil er unterſuchen ſoll, und in Jacobi's Roman ſelbſt keins...."

Wurde Rahel, als die belebende Leiterin des ber-

liner literariſchen Salons, durch Humboldt vielfach mit den Bewegungen auf geiſtigem Gebiete in unmittelbare Verbindung geſetzt, ſo noch bei weitem mehr durch Friedrich Schlegel.

Mit directerm Einfluß auf dieſe ausgezeichnete Frau als ſein Bruder, welcher in den Feſſeln der Frau von Staël lag und in Coppet mit Hof hielt, darf man vermuthen, daß durch Friedrich Schlegel die theilweiſe Abneigung genährt wurde, die Rahel gegen Schiller empfand; denn Schlegel hat den Dichter des Don Carlos niemals mit günſtigen Augen angeſehen. Andererſeits war auch er der Vermittler Rahel's mit der neuen Schule der Romantik, für welche ſie ihre Vorliebe häufig documentirte und welche in Schlegel, wenn auch nicht ihren glänzendſten, doch ihren tiefſinnigſten und univerſalſten Vertreter gefunden hatte.

Friedrich Schlegel war mit reichem Wiſſen ausgeſtattet; ſein Geiſt hatte eine ſeltene Elaſticität, ſein Wille war groß und ſein Thun bei weitem kleiner; er hätte eine neue Philoſophie gegründet, aber er vermochte nur auf feſten Grund zu bauen, ſelbſt keinen Grund zu ſchaffen; deshalb ſeine gallige Natur, ſeine gereizte Stimmung, welche die bei ihm ſich deutlich zeigenden Leiden ſeines Standes noch vermehrte; des-

halb der kühne Flug ſeiner Phantaſie, der bald dann wieder erlahmte; die kühnen Entwürfe ſeines blitzenden Geiſtes, deſſen Glut ebenſo ſchnell erbleichte, wie ſie ſich entzündet hatte; ein großes, vielſeitiges, geſchmeidiges Talent, deſſen Verwerthung ſich von deutſchem Standpunkte aus vieler Vorwürfe werth machte; ein etwas ungeſchickter kleiner Gentz, deſſen Patriotismus und Koketterie mit franzöſiſcher Manier, ſowie Uebertritt zur katholiſchen Kirche und politiſches Handeln mit Recht die Angriffe erlitt, die es verdient hatte. Mit ihm vollenden wir die erſte Gruppe unſeres Gemäldes; denn er repräſentirt die Romantiſche Schule und theilweiſe die Moral jener Zeit. Zugleich werfen wir den letzten Blick auf Jena, welches ſeine Bedeutung mit der Schlacht verlor, die in ſeinen Auen das Schickſal Preußens und Deutſchlands in politiſcher Hinſicht entſchied.

Die hohe Bedeutung Jenas für unſere Nationalliteratur liegt hauptſächlich in dem Umſtande, daß es an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts und des jetzigen die Cité der romantiſchen Genoſſenſchaft bildete, welche mit ihrem reichen Leben und mit ihren vollwichtigen Talenten ſich einen bedeutenden Einfluß auf unſere Nationalliteratur erwarb. So nützlich und förderlich dieſer der künſtleriſchen Leiſtung geweſen iſt,

ſo vielfach hat er auch unſerer geſammten Intelligenz, oder beſſer geſagt, unſern Anſchauungen vom öffentlichen Leben geſchadet und oft, trotz des beſſern Willens, eine Erſchlaffung des freien Geiſtes bewirkt, die ſpäter durch die Autorität Schelling's ihren Höhepunkt erreichte.

In Jena hatte ſich eine feurige und thatenluſtige Jugend eingefunden, die gut revolutionär wurde, als die franzöſiſche Revolution wie durch Zauberſchlag eine neue Welt des Geiſtes eröffnet zeigte. Goethe war der Heros dieſer Schaar und man betrachtete ihn, wenn auch nicht als unmittelbaren Leiter jener neuen Ideen, doch als deren wohlmeinenden Protektor. Dieſe kleine, begeiſterte Schaar baute nun emſig die neue Zukunft auf und taufte ſie, ſchwärmend für Rouſſeau, die Anerkennung der Menſchenrechte. Daran bauten denn fleißig der Schelling und der Fichte, der Tieck und Schleiermacher, der Novalis und Steffens, die beiden Schlegel und noch eine Menge von Geſellen und Burſchen. Man entwarf Alles, was dieſer neuen Zukunft nöthig war: goldene Thore, blanke Zinnen und gothiſche Thürme, altes Moos am Brunnen und ſüßduftende Roſen am Fenſtergeſimms, Ilberne Humpen und goldgelben Wein, eine reiche Tafel und Schnitzarbeit, Reiherbüſche und minnende Rit-

ter, liebholde Frauen mit goldgesponnenem Haar, mit frischen Lippen und blassen Wangen, mit schmachtendem Blick und wogendem Busen, Elfenspuk und Sporengeklirr. Das war die Romantik, herausgezaubert aus dem goldenen Nebel des Mittelalters und mit modernen Fresken der Neuzeit vermählt.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Romantische Schule, wie sich jene Genossenschaft nannte, im Grunde etwas Zeitgemäßes war, da sie das nationale Element, eben durch die Revolution emporgehoben, sofort zu poetisiren trachtete. In dieser Beziehung hat sie ihre Berechtigung gehabt. Nur schadete sie später dem Nationalelemente durch dessen Verrenkung und, wenn ich so sagen darf, Vermysticirung, mehr denn sie ihm jemals genützt hatte, und besonders, weil sie sich durch den Erfolg der Schlegel'schen „Lucinde" verleiten ließ, die Verschmelzung des sinnlichen Elements mit dem geistigen über Alles vermitteln zu wollen, und ihren Lebenszweck mit einem neuen realistischen Idealismus zu verschmelzen, der ungeschminkte Sinnlichkeit, reinen Lebensgenuß und poetisirte Materie enthielt.

Durch Schlegel's „Lucinde" fühlte sich Schleiermacher bewogen, im damals sehr für das geistige Leben anregenden Athenäum seine „Vertrauten Briefe" zu

veröffentlichen, die, wenn auch den Schlegel'schen Sinnlichkeitsgedanken huldigend, doch einen bei weitem höhern Standpunkt dafür maßgebend hielten. Zugleich machten seine Reden über die Religion (1799) den nachhaltigen Eindruck, den später Fichte in seinen Vorlesungen wieder wach rief, um an das Nationalgefühl zu appelliren. Die Religion und Moral jener Zeit war vielfach im Sinne Diderot's und Condillac's verbreitet worden; man hatte eine bloße Tugendformel erfunden und liebte seine Brüder in Christo, sobald nur diese Liebe keine Unbequemlichkeiten verursachte; man donnerte gegen die Jesuiten, aber man trieb selbst die Religion nur formell, maschinenartig, betete ein nüchternes Moralprincip an und war auf der ersten Stufe jenes Pietismus, der unter der Restaurationszeit und in den Fünfziger Jahren seinen bleichen Flor erreichte. Dieser Mangel an warmem, das Herz mit Wahrheit durchdringendem Religionsgefühl trieb zur Entschädigung am Genusse und man muß in dem damaligen, reichen Genußleben Berlins das deutlichste Bild jenes Gegensatzes erkennen. So hörten sich denn im Grunde Schleiermacher's Reden über die Religion wie Mährchenerzählungen an; er stellte wieder eine natürliche Gottheit hin, er umkleidete sie mit Liebe, Einfachheit und Wahrheit, wie es der damaligen Gesellschaft mit ihrer

abſtracten Tugendformel unbekannt war, und belebte wieder ein verkümmertes, erheucheltes Religionsgefühl mit dem Reichthum ſeiner Begeiſterung. In ſolcher Beziehung haben die Schleiermacher'ſchen Reden dieſelbe Wichtigkeit, wie der faſt um dieſelbe Zeit erſchienene „Génie du christianisme“ Châteaubriand's hat. Beide riefen eine Religion des innigen Chriſtenthums auf, die thatſächlich nicht beſtand.

Das geiſtige Leben Deutſchlands zog nach der Schlacht von Jena nach Berlin, und Rahel's Salon, anſtatt durch die traurigen Verhältniſſe zu leiden, entfaltete nur um ſo mehr ſeinen ſtillen Glanz. Der König war in Preußen; aber Berlin blieb die eigentliche Reſidenz; denn wie gerade während Preußens Erniedrigung Berlin durch ſein geiſtiges Leben glänzte, das ward ihm ſpäter, bei Preußens Weltſtellung, nie wieder gegeben. Jetzt zeigte es ſich, welcher Schatz durch die Pflege des Geiſtes aufgeſammelt worden war und wie beharrlich an dem Aufbau des Nationalgefühls gearbeitet wurde. In dem Rahel'ſchen Salon wurde Unendliches geleiſtet, was dem ſpätern Tugendbunde zu Gunſten kam und die Kraft des Vaterlandsgefühls erweckte. Die edle Henriette Mendelsſohn, die liebenswürdige Frau von Humboldt, die demokratiſche Ariſtokratin Gräfin von Schlabrendorff und die

ſchöne Gräfin von Pachta ſetzten ſich mit Rahel in innigere Verbindung und in einen lebhaften Briefwechſel, der, unter fortwährenden neuen Geiſtesanregungen, nie einen Augenblick die Lage des unglücklichen Vaterlandes vergaß.

In der That, es war wohl Viel, nach Preußens Sturz nicht der Pflichten zu vergeſſen, die man in der Gefahr des Vaterlandes dieſem mehr als in der Wohlfahrt ſchuldet. Die Gefahr und das Unglück zeigen uns die wahren Freunde, niemals die Freuden und die Größe unſerer Macht. Der junge König von Preußen muß damals, als er die Zügel ſeines kleinen Reichs von Königsberg aus leitete, der glücklichſte aller Monarchen geweſen ſein; denn niemals hat ſich für einen Fürſten ſoviel Liebe und ſoviel Duldung documentirt, wie damals, als er unglücklich war! Alle Stände bereiteten ſich vor, die Ketten zu zerreißen, die das Vaterland und ſeinen König feſſelten; — und im Vergeſſen der furchtbaren Anſtrengungen, der unendlichen Opfer, der uneigennützigſten Liebe, der ſelbſtändigſten Begeiſterung, die damals das preußiſche Volk wie kein anderes an den Tag legte — im Vergeſſen dieſer ſchönen Schuld des königlichen Hauſes gegen das preußiſche Volk hat königlichen Ohren ſpäter eine höfiſche Partei einflüſtern dürfen, dies Volk

ſei Feind des Fürſten! O, kann dies ein preußiſcher König geglaubt haben! — Welches Recht maßten ſich jene Schranzen an, die keinen Theil an den Opfern von 1806—15 nahmen, und die nur dienen können, doch niemals von Herzen lieben! Wie ſollte ein Fürſt jenen Worten mehr getraut haben, als den blutigen Zeichen von ſeines Volkes Liebe? — Es iſt ein Unglück der Könige, daß ſie in der Zeit des Glücks nur ihre Schmeichler für die wahren Freunde halten — und doch ſuchen ſie dieſelben vergeblich, wenn das Unglück ihrer Macht Prüfungen auferlegt! — — —

Die Größe des Volks zeigte ſich in jenen traurigen Tagen in der Duldung des Leidens und in der der Hoffnung. Der Adel ging mit dieſem ſchönen Beiſpiel voran, und gewiß iſt es, daß Rahel vielfach für ihn das Vorbild der patriotiſchen Geduld wurde, die in ſolchen Zeiten die Größe der Geiſter an den Tag legt, nicht die Klage, nicht der Haß, nicht die Verzweiflung. Der edle Patriotismus ſtimmt nicht den Ton der Klage um das Geſchehene an, denn das iſt der ſtolze Lohn der philoſophiſchen und religiöſen Betrachtung, daß, da ſie Alles in ſeinem Zuſammenhange anſieht und Nichts vereinzelt erblickt, dazu Alles unter der Leitung der Vorſehung weiß, ſie Alles nothwendig und darum gut findet, und Das, was da iſt,

ſich gefallen läßt, ſo wie es iſt, weil es um des höhern Zweckes ſo ſein ſoll. Und der Haß? — O, der Haß iſt kein Troſt und er blendet, wie die Verachtung. Es iſt keine Tugend darin, ein Unglück zu haſſen oder zu verachten, und darüber zu verzweifeln iſt nur die Rettung kleiner Seelen. Die Thätigkeit der Vorſehung war ſichtbar in den Schlachten von Jena und Auerſtädt und in dem momentanen Sturz von Friedrich's des Großen Reich; wenn die Vorſehung etwas auslöſcht, ſo will ſie darauf etwas Neues ſchreiben und die Gottheit, welche ſtraft, ſtraft nur um zu beſſern. Das können wir uns nie genug ſagen und das dürfen wir niemals vergeſſen. Denn Preußen iſt durch Jena die Spitze der modernen Bildung geworden, eine junge, ritterliche Nation, die nicht mitgehen, ſondern vorangehen ſoll. Es gibt keine Züchtigung, die nicht beſſert; keinen Umſturz, den der Schöpfer nicht gegen das ſchlechte Princip wendet; es gibt keinen Zufall in der Welt, und fällt ein Reich, ſo iſt es alſo von der Hand des Höchſten befohlen, der es damit zwingen will, ſeiner Beſtimmung näher zu kommen.

Nur Eins wollen wir noch als Merkmal jener Zeit hervorheben. Was damals Preußen ſtark machte, war der Geiſt, die Intelligenz und die Aufklärung, die

Freiheit des Worts und der Gedanken; ſie vernichtete Nichts, ſondern ſie errichtete Alles. — Die Schriftſteller jener Zeit waren von einem gemeinſamen Bande umſchlungen; ſie wetteiferten, ohne ſich zu zerfleiſchen in der Kritik, und rangen, wie verſchieden auch, Alle nach Einem Ziel, das der Ruhm Deutſchlands und die Liebe zum Vaterlande war.

Und heute? — —

Es iſt beſſer, daß das deutſche Volk nicht wiſſe, wie es heute darum ſteht!

III.

Die Zeit, welche unſere Amme iſt, bemächtigt ſich immer eines gewiſſen Einfluß auf ihre Creaturen, mögen dieſe nun derſelben voranzueilen trachten, mitten in ihr herumtanzen, oder wie kleine boshafte Götter die Weltgeſchichte zurückzurollen beabſichtigen. Rahel entzog ſich nicht den Ereigniſſen und Strömungen, welche jene Zeit hervorbrachte; ſie litt darunter oder ergötzte ſich daran; aber im Grunde glaubte ſie damit nur einen Tribut an die Menſchheit zu zollen, den jedes ihrer Mitglieder, ſei es zu Schlechtem oder zu Gutem, zahlen muß. Sie machte demnach, wie faſt alle hervorragendern Geiſter jener Zeit, ihre Betheiligung an den Strömungen der Zeit ſehr ſtark geltend, ſie dachte über eine jede ſehr gewiſſenhaft nach; aber, und das iſt der Beweis ihres von jeher feſt in ſich abgeſchloſſenen Charakters, ſie veränderte ſich nicht je nach der Zeit.

Im Allgemeinen, und das kann keineswegs ein Vorwurf ſein, hatten ſich die deutſchen Geiſter unmerklich in ihren Anſchauungen geändert; jung im 18. Jahrhundert, dachten ſie im 19. ganz anders; ſie hatten ſich um Mitternacht des Jahres 1800 ſämmtlich in allerliebſte oder drollige Janusköpfe verwandelt; hatten ein Geſicht hinten und ein anderes vorn; das eine lachte und hatte ſehr blitzende, voll Begeiſterung ſtrahlende Augen; das andere war ernſt in der Phyſiognomie, etwas faltig auf der Stirn, die Naſe etwas kraus, der Mund etwas ſpitz und die Augen echt homeriſch. Es ſah ganz drollig aus; hinten wie ein Student und vorn wie ein Profeſſor. Man nehme nur die Revolution an, und erinnere ſich, wie Herr von Humboldt, Fichte, Gentz und faſt alle andern Denker jener Zeit im 18. Jahrhundert von ihr dachten, und wie im 19. Ja, nicht wahr, man wird auch klüger mit der Zeit? Ganz gewiß; man ſchreit, wenn man jünger iſt: Vive la liberté! und zehn Jahre ſpäter, oder noch nicht einmal: Vive la loi, oder gar à bas le peuple! Erſt war das Volk la sainte canaille, nachher iſt es mit einem male de la canaille scrophuleuse! Es iſt lächerlich, ſich über eine Wahrheit noch zu verwundern, die ſchon die Lateiner ausgeſprochen: Tempora mutantur et nos mutamur in illis!

Indeſſen ſich dieſe Erfahrung auch an den damaligen Geiſtern, bald plötzlich, bald unmerklich bewährte, blieb Rahel ſtets dieſelbe. Die ganze Proſa des kleinen Lebens berührte ſie niemals ſo, daß ſie den idealen Schöpfungskreis verlaſſen hätte, in dem ſie ſich treu bewegte und aus dem heraus ſie das Treiben der Welt beobachtete. Man denke hierbei nicht an Politik, in dieſer Beziehung verändert man ſich zuweilen, weil man eben denkt; ſondern man beziehe dies auf die Arbeit aller Gedanken, die in ihr aus dem Material, welches die Welt ſo reichlich darbot, fortwährend den idealen Ring ergänzte, den ſie um ſich geſchlagen hatte.

So vollſtändig Goethe gleich, konnte es nicht fehlen, daß dieſer hohe Denker das Ideal Rahel's wurde, weil er bildlich, concret ſchilderte, was ſie ſich nur begnügte im Stillen und in vertrauten Kreiſen zu ſagen. Dieſe Harmonie Goethe's und Rahel's beſtand in dem idealen Entrücken aus der profanen Schwankung der Weltzuſtände und in dem freien Genuß dieſer, ohne Verleugnung der auf dem kleinen Götterſitz thronenden idealen Selbſtändigkeit. Beide kannten und durchdachten das menſchliche Leben bis in die kleinſte Faſer und in jedem Ereigniß; aber ſie ſchöpften ihren Troſt immer aus einer Höhe der Anſchauung, die ſich zur Welt herabſenkte, nicht von ihr erzeugt wurde.

Goethe und Rahel waren vollſtändig durch dieſe Geiſteshöhe miteinander verſchmolzen; ſie empfand mit ſeinen Worten, ſie dachte wie er und fühlte wie er; für ſie war Welt und Licht, Natur und Geſchichte, die Menſchen und das Leben Daſſelbe, was ſie für Goethe waren; er war für ſie der Vereinigungspunkt „alles Deſſen, was Menſch heißen kann und will"; er war das Leben und Eins mit dieſem, in welche Beide ſie ſich mit Eifer, ja mit Begeiſterung hineinarbeitete; — Goethe, mit einem Wort, das war Rahel's Dichter, das war ihr Gott.*) „Wenn ich mir ihn denke", ſchrieb ſie, „ſo treten die Thränen mir ins Auge; alle andern Menſchen liebe ich nur mit meinen Kräften; er lehrt mich mit den ſeinen lieben. Und ich weiß auch gar nicht, wie ſehr ich ihn noch werde lieben müſſen. Wie oft dacht' ich ſchon, mehr trägt dein Weſen nicht: und das Weſen änderte ſich."

Charakteriſtiſch für dieſe ſich fortwährend ſteigernde Begeiſterung Rahel's für Goethe iſt es, daß ſie ſchon ſehr früh, weit früher, als von Irgendwem der Ruhm des Dichters gefeiert wurde, Goethe's Außerordentlichkeit pries, ſie verehrte und von ihr bezaubert worden

*) Der Ausdruck, den ſie ſelbſt gebrauchte.

war. Noch ehe der Dichter des Werther von irgendeiner literariſchen Meinung als Autorität hingeſtellt wurde, hatte Rahel ihn über jede Vergleichung hinausgeſetzt, in ihm den höchſten und einzigen Dichter begrüßt und für ihn einen Cultus der Begeiſterung an den Tag gelegt, der bei dem bedeutenden Einfluß, den ſie bald darauf auf viele der höchſten Geiſter gewann, auch ſeine bedeutende Wirkung ausüben mußte. Durch Rahel wurde Goethe ſchon früh zu dem Autoritätsruhm verholfen, der ihm blieb und deſſen er ſich immer würdiger machte. Dieſe Anſicht iſt keineswegs ſo kühn, wie ſie Vielen vielleicht erſcheinen mag. Man gedenke nur der reichen literariſchen Bekanntſchaft, die Rahel beſaß, der intimen Verbindung ausgezeichneter Denker und die Liebe und Verehrung für Goethe, deſſen Schönheiten der Poeſie ſie mit allem ihrem Geiſt erfaßte und hervorhob, um einzuräumen, daß ſich bald eine Art von Cultus im Kreiſe ihrer Freunde geltend machen mußte, welcher immer größer und weittragender wurde, jemehr der Kreis ihrer Verehrer wuchs, und der zuletzt auch das Reſultat abnöthigte, Goethe's Namen zur höchſten Beglaubigung zu weihen. Das iſt eine Thatſache, die wohl wichtig iſt; denn wir haben ein anderes Beiſpiel, wie der Rahel'ſche Salon und Freundeskreis den Ruhm eines Dichters unum-

stößlich feststellte später in Heinrich Heine. Es wäre sehr fraglich, ob dieser Dichter mit seinem ersten Product so viel Sensation gemacht, und darauf so viel Erfolg gehabt hätte, wenn er nicht sogleich in Rahel und ihren Freunden warme und einflußreiche Gönner für sein reiches Talent gefunden. — Schlegel's Autorität, welche erst später den Goethe'schen Ruhm in der Literatur feststellte, producirte weiter Nichts dafür, als was Rahel lange vorher gefühlt, geäußert und begründet hatte. Von da an, und bis auf den heutigen Tag gilt es denn auch als Majestätsverbrechen, Goethe's hohes Hervorragen zu verneinen; ja, die Goethomanie grassirte förmlich, und hätte Goethe das Stillstehen der Erde in den elendesten Knittelversen besungen, man hätte vielleicht nicht genug Rühmens von dieser Poesie machen zu können geglaubt. Goethe wurde der kleine Herrgott, weil man Vieles von ihm nicht verstand; aber deswegen gerade war er unfehlbar, Alles von ihm war Weisheit und Nectar und jeder Mensch gilt noch heute für einen Halbtollen, der nicht manchen kläglichen Vers von Goethe für den Ausdruck göttlichster Poesie hinzunehmen Willens ist.

Abgesehen hiervon und in Hinblick auf die wirkliche Genialität Goethe's, lag es in der harmonischen

Individualität Rahel's mit ihm, und in ihrem festen, klaren Blick, daß sie schon zur Zeit, als der künftige deutsche Dichterfürst noch in der Masse der Schriftsteller mitging und ihm viele an Rang und Ruhm voranstanden, und wo die Nation über den Gehalt und sogar über die Form der geistigen Erzeugnisse noch sehr im Trüben urtheilte, mit gesundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuschungen und Ueberschätzungen sogleich das Echte und Wahre herauszufühlen verstand. *) Goethe war ihre Begeisterung, weil er die gewöhnliche Menschheit mit Ketten an den Himmel einer idealen Anschauung schloß, die Rahel aus vollem Herzen theilte. Deshalb begleitete sie der Dichter durch ihr ganzes Leben und bildete für sie das Vermittelungsprincip, wenn sie, zersplittert in sich, sich nicht selbst zusammenzuhalten vermochte. Mit dem Reichthum seiner Phantasie und seiner Weisheit schloß sie einen Pact, er war ihr Freund und Bürge, ihr Orakel und ihr Meister, der Himmel und Hölle kannte, und dem sie immer und immer begegnete. Vergesse man aber nicht, daß dieser Cultus dem Genius und nicht dem Menschen gewidmet war, von dem sie um so weniger sprach, jemehr sie damit eine Profanation

*) Varnhagen, Rahel.

an der Göttlichkeit zu begehen dachte, die ſie aus ihm gemacht.

Goethe, der Rahel in Karlsbad kennen lernte, war auch keineswegs unempfindlich für die Begeiſterung des jungen Mädchens, und Horn ſchreibt 1795 folgendermaßen an Rahel:

„.... Darauf antwortete Goethe: «Ja, es iſt ein liebevolles Mädchen; ſie iſt ſtark in jeder ihrer Empfindungen und doch leicht in jeder Aeußerung; jenes gibt ihr eine hohe Bedeutung, dies macht ſie angenehm: jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, und dies, daß dieſe Originalität liebenswürdig wird, daß ſie uns gefällt.... Sie iſt, ſo weit ich ſie kenne, in jedem Augenblicke ſich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt, und doch ruhig, — kurz, ſie iſt was ich eine ſchöne Seele nennen möchte: man fühlt ſich, je näher man ſie kennen lernt, deſto mehr angezogen, und lieblich gehalten.» ..... Wir ſprachen weiter, und kamen auf Ihre große Liebe zu ihm als Dichter: «Es iſt mir doppelt lieb», ſagte er, «denn es iſt bei ihr keine allgemeine Idee; ſie hat ſich jedes Einzelne deutlich gemacht. Eine allgemeine Idee beweiſt größtentheils, daß wir unſere Würdigung des Dichters aus der Meinung Anderer nehmen; haben wir aber uns jedes Einzelne deutlich gemacht, ſo

zeigt das natürlich, daß wir ſelbſt rein empfunden und deutlich gedacht haben.«"

Die Antwort Rahel's auf dieſen Brief iſt ein Beleg für ihre ſchwärmeriſche Verehrung für Goethe. Sie ſchrieb aus Teplitz an Veit und Horn in Jena:

„..... Sie haben mich glücklich gemacht, meine Herren! Mit Goethe. Ich hofft' es, ich verdient' es nicht. Beinah möcht' ich ſagen, ich faß' es nicht. Nämlich ich wundere mich ſo. Wieſo kann er wiſſen, daß ich Empfindung habe!? Niemandem hab' ich mich in meinem Leben weniger in irgendeiner Art zeigen können als ihm. Durch Zeitumſtände und Menſchen, liebe Menſchen. Doch ſchweigen wir davon.... Er iſt Goethe. Und was ihm ſcheint und er ſagt, iſt wahr. Von mir ſelbſt glaub' ich ihm. Ich ſeh' ihn ſchon einmal wieder, das andere Kurjahr. Wenn Sie ihn vor Berlin ſehen, Horn, ſo grüßen Sie ihn von dem Menſchen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn Niemand rühmte, verſtände, bewunderte. Und wenn er ſich wunderte, daß ein gemäßigtes Mädchen ihm eine anſcheinende Extravagance ſagen ließe; ſo ſollt' er's nicht thun, und lieber bewundern, daß ſie ihn ſo reſpectirte, daß es einen Reſpect gäbe, der ſie allein zurückhielte, es ihm nicht zu ſagen.

Sagen Sie ihm, es wäre nicht Affectation, ſondern Pflaumenweichheit: Ueberhaupt könnt' ich nicht dafür, daß die Andern Alles affectirten, was ich im Ernſt meine..... Ja, ja, ich bet' ihn an....."

Der Goethe'ſche Genius, für immer hoch, hätte Rahel vielleicht bei Weitem geringere Begeiſterung eingeflößt, wenn ſie ſelbſt eine producirende Dichterin geweſen wäre. In ſolchem Falle würde ſie, wie auch bei den übrigen Schriftſtellern die Erfahrung lehrte, dadurch eher gelähmt als erhoben worden ſein. Goethe, einmal zu der Autorität gekommen, welche keine Vergleichung mehr erleiden ſollte und der ſich Jeder blindlings beugte, entbehrte viel zu ſehr der innigen Menſchenliebe in ſeinen Werken, um jugendlich-feurige Seelen, denen dies Noth thut, zur Nacheiferung anzuſpornen. Kein Genius hatte ſich in ſeiner Perſon menſchlich gemacht, und deshalb erſchien Goethe kalt, wenn auch anziehend; über das Gewöhnliche erhaben, aber auch über ſich ſelbſt; vertraut mit allen Leidenſchaften Anderer, aber ſelbſt ohne eine ſolche; er ſchien ein ſo vollkommener Menſch zu ſein, daß andere Menſchen ſich ihm fremd fühlen mußten; er war menſchlich, weil er das für nöthig hielt, ſich verſtändlich zu machen; er ſtand mit ſeiner homeriſchen Stirn ſtets über den Wogen des Lebens und ließ wie eine Göttergnade

vornehm zuweilen eine rein menſchliche Geſtalt in ſeine Dichtungen fallen, die die Maſſe dann mit wahrem Heißhunger auf die Schultern hob, laut ausrufend: Seht, das hat Goethe gemacht! So war es mit Egmont theilweiſe und mit Gretchen ganz; dieſe Charaktere waren ſo zu ſagen Conceſſionen des auf einer der Welt entrückten Stufe thronenden Dichters an die gewöhnliche Menſchheit, das Gnadengeſchenk eines vornehmen Fürſten, um der Menge eine Puppe zum ſpielen zu geben. Goethe, herabſehend auf das Leben, nicht in ihm ſtehend oder von ihm gar berührt, war ein Abriß dieſer Welt — und wie kalt, wie troſtlos, wie gefühllos iſt die Welt!

Wenn wir als gewöhnliche Menſchen uns auch nicht enthalten können, den Genius Goethe's über Alles zu ſtellen, ſo thun wir es doch nur mit der Verleugnung irdiſcher Verſtändniß und ſtreuen in ihm mehr einer göttlichen, uns aber vielfach befremdenden Macht, denn einem Dichter Weihrauch. Goethe iſt als Dichter nie populär geweſen, und wird es niemals ganz werden; es ſei denn, daß die Menſchen zuletzt ſich mit Verleugnung ihres menſchlichen Daſeins fortwährend in der idealen Sphäre bewegen, aus der wir unſere Welt mit Mitleiden zu betrachten vermögen. Was populär von Goethe geworden iſt, ſind zwei Geſtalten, die er

als Prometheus geſchaffen; weniger aber der Schöpfer derſelben. In dieſer Beziehung iſt Schiller ein bei weitem höher ſtehenderer Dichter ſeiner Nation; er iſt mit Leib und Blut und Herz mitten im Volke drin und vermag es zu entzücken, zu begeiſtern und zu allen herrlichen Gefühlen aufzuregen. Er iſt populär für Jedermann, für hoch und niedrig; in ihm hört man ein deutſches Herz voll Liebe, Inbrunſt und Hochherzigkeit ſchlagen; er iſt, und für ewige Zeiten, incarnirt mit dem Volke, ſelbſt wo er bloße Declamation iſt. Dieſer Pathos aber iſt das menſchlich gewordene Gefühl.

Freilich iſt es Ton, in Bewunderung auszubrechen, wenn der Name Goethe ausgeſprochen wird. Man würde erröthen, ſollte man eingeſtehen, daß man nicht Alles verſtehe, und daß Einem nicht Alles über die Maßen gefalle, was er geſchrieben; man würde für einen beklagenswerthen Peſſimiſten gelten, wenn man die Autorität Goethe's nur im Geringſten anzuzweifeln wage. Im Grunde ſagen ſich die meiſten Deutſchen, daß Goethe allerdings ein großes Genie ſei; aber daß mit der Zeit ihr Herz bei ihm einfriere, weil die Begeiſterung Goethe's nichts oder doch nur ſehr wenig mit den menſchlichen Innigkeiten gemein habe. Wir mögen noch ſo republikaniſch ſein, grüßt uns ein

König, so entzückt uns diese Ehre. — Ich meines-theils, und nicht aus bloßer Oppositionslust, gestehe sehr freimüthig, daß die Goethe'schen Meisterwerke die Kunst und die Poesie viel mehr zu einem Privilegium einzelner Bevorzugten, wie Schelling die Philosophie, gemacht, als daß sie national und populär geworden seien. Läßt man sich denn weder durch National-vorurtheile, noch durch das unleugbare Genie bestechen, so wird man in Goethe den Dichter vermissen, der innig mit der Nation verwachsen ist, und dessen man immer nur wie eines in Nebel gehüllten Halbgottes gedenkt. Goethe's Genius war etwas zu groß für die gewöhnlichen Menschen, und das kann ebenso gut als Auszeichnung für ihn, wie als Vorwurf gelten; nur bleibt es immer wahr, daß seine Poesie nicht bescheiden genug gewesen, wie einfach und schmucklos sie sich auch gab, und daß von den dreißig Millionen Deutschen, die Goethe's ganzen Genius feiern, neun-undzwanzig und eine halbe Million im Stillen aus-rufen, wie eine gute Frau in Antiochia zum heiligen Chrysostomos: „Pater, wir bewundern dich, allein wir begreifen dich nicht!"

So hat denn Goethe nie für die deutschen Dichter den unmittelbar heilsamen Einfluß geübt wie Schiller; er lähmte den Flug Derjenigen, die ihm nachstreben

wollten, weil sie es nicht vermochten, und sie sanken darauf mit zerknicktem Muthe unter, während sie ohne ihr Streben, Goethe nachzueifern, Tüchtiges geleistet haben würden. Wir brauchen nur auf die Nachbildungen des Faust hinzublicken, um zu erkennen, daß viele Talente sich darin umsonst abgemüht und sogar verzehrt haben, weniger, weil ihnen das Talent mangelte, als weil sie inniger dachten, fühlten und dichteten, denn jemals Goethe. — Ebenso wenig hat Goethe irgendeine Wirkung auf die Zeitströmung geäußert; er nahm, wie zu den Menschen, so auch zu seiner Zeit eine gänzlich abgeschlossene Stellung ein, welche gegen alles Begeisterte und Menschliche, gegen vieles Nationale und Erhebende gewissermaßen undurchdringlich war, und die in Allem sich als eine nur lose mit der Menschlichkeit zusammenhängende angesehen wissen wollte.

Die Verehrung Rahel's für Goethe war die Freude über die productive Idee Dessen, was ihr als beherrschendes Gefühl gegeben worden war. Die menschliche Existenz und das ganze Leben war in ihr in ein gewisses ideales Régime eingeschlossen, sowie es Goethe durch den Geist seiner Dichtungen charakterisirte. Die Begeisterung dafür entsprang also vielfach aus individueller Gefühlsharmonie, die selbstverständlich auch

alle Dichtungen Goethe's begreifen konnte. Die ſchöne und den innerſten Kern erfaſſende Analyſe über Wilhelm Meiſter und der Vorzug, den ſie vor allen Werken dem Taſſo verleihte, beweiſen die Innigkeit, mit der Rahel den Geiſt des Goethe'ſchen Genius erfaßte, und den ſie gewiſſermaßen, nur menſchlich gewordener und lieblicher, für die Geſellſchaft repräſentirte. Rahel war ſo zu ſagen der verſtändlichere Goethe.

Da der Briefwechſel dieſer hervorragenden Frau den Thon bildet, aus dem ich den Haupttheil dieſes Gemäldes forme, ſo füge ich die charakteriſtiſchen Stellen deſſelben über Goethe bei. — Als Rahel ſich im Jahre 1815 in Frankfurt am Main aufhielt, erblickte ſie auf ihrer Promenade nach dem nahe der Stadt liegenden Dorfe Niederrad plötzlich Goethe im Wagen.

„.... Welches Glück!" ſchrieb ſie darauf an ihren Gemahl, „ich kann auch nicht zu Bette gehen, ohne es dir zu melden: wie weinte und bangte meine Seele ſchon, daß du es nicht mitgenoſſeſt:.... wenig Menſchen gehen hin und wieder: ein niedriger halber Wagen, mit einem Bedienten, fährt den langſamſten Schritt; ein Herr fährt vom Bock, drei Damen in Trauer ſitzen drin, ich ſehe in den Wagen, und ſehe Goethen. Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden; ich ſchrei' mit der größten Kraft und Eile:

«Da iſt Goethe!» Goethe lacht, die Damen lachen, ich aber packe die Valentin, und wir rennen dem Wagen voraus, und kehren um, und ſehen ihn noch einmal.... der Wagen hält in ſeiner Langſamkeit endlich ganz, der Herr vom Bock wendet ſich und ſagt: Das iſt der Schwan! Nämlich, das Wirthshaus, von welchem Goethe ſchreibt, dort immer eingekehrt zu ſein. Alſo auch Goethe ging heute in ſeine Jugend wallfahrten, und ich, deine Rahel, trifft ihn, macht ihm eine Art Scene, greift ein in ſein Leben! dies iſt mir ja lieber, als alles Vorſtellen, alles Kennenlernen. Als ich ihn das zweite mal ſehen wollte, ſah ich ihn nicht, ich war ſo roth wie Scharlach, und auch blaß, ich hatte den Muth nicht. Und als er vorbei war, am Ende der Straße durch ein Fabrikgebäude und eine Pappelallee entlang aus dem Dorfe fuhr, zitterten mir Knie und Glieder mehr als eine halbe Stunde. Und laut, und wie raſend, dankte ich Gott in ſeine Abendſonne laut hinein.... den Mainherrn nennen wir ihn: er iſt Herr hier. Das erfand ich gleich. Gott! ich bin ſo agitirt; wärſt du hier! (Jetzt wein' ich.) In dieſem Mond, heute! Wer gönnt es mir wie du? Meine lieben Augen ſahen ihn, ich liebe ſie! ....."

Einige Tage darauf beſuchte ſie Goethe, und ſie

ſchreibt unter Anderm Folgendes darüber an Varnhagen:

„.... Goethe war dieſen Morgen um ein Viertel auf zehn bei mir. Dies iſt mein Adelsdiplom. Aber ich benahm mich auch ſo ſchlecht, als Einer, dem ſein geehrter, über alles verehrter, tapferer, weiſer König den Ritterſchlag vor der ganzen Welt gibt. Ich benahm mich ſehr ſchlecht. Ich ließ Goethe beinah nicht ſprechen!..... Gerade im Zähneputzen, im rothen Pulver, mit meinen Flanellen angethan, kommt mein Wirth, und ſagt Doren, ein Herr wolle mich ſprechen. Ich denke, ein Bote von Goethe.... Ich laſſe fragen, wer es iſt, und ſchicke Dore hinunter; dieſe bringt mir Goethe's Karte mit dem Beſcheid, er wolle ein wenig warten. Ich laſſe ihn eintreten und nur ſo lange warten, als man Zeit braucht, einen Ueberrock überzuknüpfen;... und ſo trete ich vor ihn, mich opfernd, um ihn nicht einen Moment warten zu laſſen.... Im Ganzen war er wie der vornehmſte Fürſt; aber wie ein äußerſt guter Mann; voller aisance: aber Perſönlichkeiten ablehnend: auch vornehm. Auf dich ziemlich geſpitzt und äußerſt verbindlich. Er ging ſehr bald.... Ich fühle, daß ich mich im Ganzen ſo betragen habe wie damals in Karlsbad. Mit der haſtigen Thätigkeit: lange mein ſchönes ſtilles, beſchei-

denes Herz nicht gezeigt. Aber wenn man Einen nur einen Moment, nach so langjähriger Liebe, und Leben, und Beten, und Beschäftigung zu sehen bekommt, dann ist es so..... Im Ganzen ist es rasend viel, daß er kam. Er sieht keinen Menschen. Wollte Prinzessin Solms, des Königs Schwägerin, mit dem neuen englischen Gemahl durchaus nicht sehen. Kurz, ich fühle mich über die Maßen in meiner Erniedrigung geehrt. Nur ich weiß, wie elend ich war. Goethe hat mir für ewig den Ritterschlag gegeben. Beim Himmel! Er weiß es, der Himmel! Kein Olympier könnte mich mehr ehren, mir von meiner Ehre mehr bringen..... Nun will ich dir, wie Prinz Louis mir, sagen: «Nun bin ich bei Ihnen unter Brüdern zehntausend Thaler mehr werth»: Goethe war bei mir!...."

Während Goethe der ganze Inbegriff des Lebens für Rahel war, und ihre Seele sich unmerklich und gern nach ihm formte, übersah sie keineswegs die Talente der übrigen Dichter jener daran reichen Zeit und kannte den Egoismus nicht, um ihres Lieblings willen alles Andere aufzuopfern.

Contrastirend mit den Geschicken des Vaterlandes, welches in den eisernen Armen des neuen Cäsars fast den Lebensathem zu verlieren schien, tauchten immer

neue Sterne an dem deutschen Geistesfirmamente auf und entzündete sich immer wachsend ihr Glanz. Man schien wie durch stilles Uebereinkommen aller äußern Zeichen der Vaterlandsliebe, des anschwellenden Zornes und der Hoffnung auf Befreiung in der Sphäre der Dichter sich zu enthalten, und nährte unter dem Gewande der reinen Kunst nur heimlich den Säugling des Patriotismus, der ohne Zweifel mit Gewalt getödtet worden wäre, wenn er sich offen dem Machthaber gezeigt hätte.

Rahel's Kreis erweiterte sich immer mehr; Fremde von Auszeichnung verliehen dem berliner Salon neuen Glanz und eine reiche Zahl aufblühender deutscher Talente trat mit Rahel in neue und geistig intime Verbindungen, von denen die wichtigsten uns die Anlage einer neuen Gruppe unseres Gemäldes gestatten.

Die innige Zuneigung, welche Rahel für Jean Paul Friedrich Richter hegte, ist ein beredter Beweis dafür, wie scharf dieses Frauengemüth jede Wahrheit in sich abgrenzte. Jean Paul und seine Schriften waren von einem ganz andern Charakter als der Goethe'sche; um Reiz in ihnen zu finden, muß man sich in die kleine, aber von stolzen Phantasien belebte Welt verfolgen, in der jener deutscheste aller damaligen Dichter seine Idyllen, seine Götter, Tugenden und

Helden leben läßt. Reicher an Phantaſie denn Goethe und ſchärfer an Geiſt, vermochte Jean Paul gleichwol nicht, ſeine Schöpfungen im großen Goethe'ſchen Styl anzulegen, ſondern machte ſie ſo klein, ſo keuſch und beſcheiden, wie nur möglich, aber mit einer Ladung von elektriſchem Fluidum verſehen, deſſen Funken ſich bald als blendender Humor, bald als die glänzendſte Poeſie entfalteten. Dieſer ideale Standpunkt, den Jean Paul's Naturell bedingte, war nicht, wie der Goethe'ſche, auf dem ſtolzen Gipfel eines Parnaß oder Olymp, von welchem herab die Welt wie ein Ameiſenhaufen erſcheint, ſondern wie eine von paradieſiſcher Natur geſtaltete Oaſe inmitten des menſchlichen Lebens. So kam es, daß Jean Paul eigentlich mitten im Leben ſtand und doch in ſich etwas Abgeſchloſſenes, etwas Beſonderes und Originelles war. Mit einem echt innigen, braven, deutſchen Herzen, in dem die alte germaniſche Tugend und reine Freiheitsliebe glühte; empfindſam, zart, und reich an Wallungen des Gemüths, ſteckte Jean Paul neugierig ſeine Fühlhörner aus dem ſtillen, blühenden Reich ſeiner Oaſe heraus und zog ſie dann plötzlich, wie erſchreckt von der Seltſamkeit der übrigen Welt, wieder ein, wurde zum Rieſen oder zum Weinen, zum Lachen oder zum Trauern dadurch bewegt. Deshalb

dieſer große, originale Humor, oder dieſe tiefe, halb träumeriſche Weichheit über die Dinge dieſer Welt.

Rahel hat an einer Stelle deshalb ſehr richtig geſagt: „Anpochende, aufhauchende Meinungen fürchtet er (Jean Paul), und daher imponiren ſie ihm auch. Und da die letzten gerade ſo waren, ſo fügte er ſich unter, mit zu vieler Liebe, wie ein beſtraftes, fürchtendes Kind. Dabei iſt ſeine Arbeit ſpinnenartig, und leicht kommt jeder Vorrath in ſein neueſtes Gewebe. So hat ihn auch die kühne Richtung der neumodiſchen Empfindſamkeit, nach Altmodiſchem, als Katholicism u. dergl. erſchreckt; und ſeine kriecht ihr etwas nach, ihr eigenes natürliches Gehege vergeſſend. Der muß ſich für allein halten, um Original zu bleiben; jedes, viel, alles kann er mit dieſer Gabe nicht ergreifen. Sein Traum einer Wahnwitzigen iſt göttlich und ſeit lange mal wieder echt. Wie ſchön gleich geſchrieben! Da ſieht man recht, wenn er ſich verſenken, iſoliren will, was er dann iſt. Umgang mit noch lebenden Schriftmenſchen, auch nur ihre Bücher, ihre Kritiken nun gar! iſt ihm todtſchädlich ..." *)

Jean Paul kommt mir vor wie der Keim einer prachtvollen Blume, und nach unſern neuern Natur-

*) Brief an Varnhagen, 9. November 1808.

hiſtorikern befindet ſich bereits im Keime die vollſtändige Pflanze. In ſeinem idealen Sichſelbſtleben lebte die ganze Welt, die draußen freilich andere Farben und Nebenformationen hatte, denn in ſeiner Camera obscura. Deshalb dies ewige Metaphyſiſche bei Jean Paul, dies erſtaunenswerthe Begreifen der zarteſten Seelenſaiten, dieſe echt deutſche Sache über echt deutſche Dinge, die Rahel über Alles ſtellte und die ſie belehrte, daß Jean Paul außer einem der reichbegabteſten Dichter der größte humoriſtiſche Schriftſteller der Deutſchen ſei.

Die perſönlichen Beziehungen dieſes von der deutſchen Nation noch lange nicht genug geleſenen Dichters zu Rahel ſchloſſen ſich ſchon vor dem Jahre 1800. In dieſem Jahre ſchrieb Rahel an Brinkmann aus Berlin:

„... Apropos, Jean Paul iſt hier. Noch hab' ich ihn nicht geſehen. Ich will ihn ſehen; aber ich muß ihn nicht ſehen.... Denken Sie nur nicht, daß ich den Richter nicht liebe; au contraire; dieſen Winter lacht' und weint' ich nur mit ihm; und, wär's möglich, daß ich mit meiner, gerade meiner Laune den nicht goutirte?"

„.... Sonntag war Jean Paul bei mir: ich war traurig — ich hatte gerade acht ſehr launige Tage, voller curiöſer Ausdrücke und Bonmots — nicht er.

Das war gut. Er hat überaus etwas Beruhigendes an ſich. Vor dem könnt' ich mich gar nicht ſchämen. Nie hat ein Menſch ſo ganz anders ausgeſehen, als ich ihn mir denken mußte. Keine Ahndung vom Komiſchen. Er ſieht ſcharfſinnig, und die Stirn von Gedanken wie von Kugeln zerſchoſſen aus. Er ſpricht ſo ernſt, ſanft und gelaſſen, und geordnet, hört ſo gern — ſüß möcht' ich ſagen — uns väterlich zu, — daß ich nicht geglaubt hätte, es ſei Richter. Und blond iſt er! «Sie ſind es nicht», möcht' ich immer zu ihm ſagen. Das reizt mich nur noch mehr; denn nun iſt er Richter, und hat die neuen rührenden Eigenſchaften noch obenein. — Die wenigſten Menſchen ſind etwas werth, außer den wenigen, die eben Richters ſind. Er ſagt: «Die wenigſten Menſchen haben Geld (Geld!) außer eben dieſe wenigen»..."

Während Rahel ſich nur rein literariſch mit Lafontaine beſchäftigte, knüpfte ſie mit Jean Paul, Ludwig Tieck und de la Motte Fouqué ein ſehr inniges und oft einflußreiches Verhältniß in ihrem Salon an. Sie gab ſehr Viel auf dieſe perſönlichen Beziehungen; denn gewiſſermaßen arbeitete ſie mit an einer neuen Geſtaltung der Literatur, wie ſie durch die großen Talente der Romantiſchen Schule, Tieck und Fouqué repräſentirt wurde. Ludwig Tieck vornehmlich, der producti-

veſte und genialſte Romantiker, intereſſirte Rahel durch die Wahrheit und Klarheit ſeiner Empfindungen, durch die reine, auch im geſelligen Leben ſeine vielen Vorurtheile dominirende Gutmüthigkeit, den kauſtiſchen Humor, die feine Ironie und die naive Bonhommie; auch knüpfte Tieck ſeine literariſchen Geſtalten, wie in dem Mährchen „Abdallah" und in dem Roman „William Lowell" unmittelbar an die Goethe'ſchen Charaktere des Werther und Fauſt an, ſodaß Rahel ſchon deswegen ein hohes Intereſſe daran nahm, welches ſie auch keineswegs aufgab, als Tieck von nun an das anfangs in ihm lebende Goethe'ſche Element durch die gigantiſche Romantikphantaſie in ſeinen „Franz Sternbald's Wanderungen" (1798), im „Prinz Zerbino" (1799) und in der etwas freien Ueberſetzung des „Don Quixote" vollſtändig ertränkte und ſich die Cultur der neuen Anſchauungen mehr wie jeder Andere durch ſeine Productivität angelegen ſein ließ.

Am innigſten jedoch, auch in perſönlicher Hinſicht, neigte ſich Rahel dem romantiſchen, wie aus dem Mittelalter in das 19. Jahrhundert verſetzten Baron de la Motte Fouqué zu. Fouqué, der als ein von dem Ideal des mittelalterlichen Ritterthums begeiſterter Sänger zugleich den Anknüpfungspunkt für jene hochherzige patriotiſche Geſinnung gibt, die ſich in den

deutſchen Befreiungskriegen durch Körner, Stägemann, Uhland, Arndt, Chamiſſo, Eichendorff u. A. in ſo edeln Liedern geſtaltete und mittelbar auch Rahel in jene unſerm Vaterlande und dem eigentlichen Volke ſo erſprießliche Sphäre verſetzte — Fouqué hatte ſich mit einer gewiſſen Erbitterung auf ſein Gut Nennhauſen zurückgezogen und gefiel ſich in dieſer Einſamkeit, welche ihn der unglücklichen Lage ſeines geliebten Vaterlandes entrückte, ohne ihm jedoch den Schmerz und die Qual darüber zu rauben. Rahel, welche Jedem, den ſie liebte, bis ins Herz zu ſchauen vermochte, ſchrieb zu jener Zeit die innigſten Briefe an Fouqué, mit einer Beſorgniß für des Dichters um ſich greifende Zerfallenheit, die rührend iſt. Fouqué war einer ſehr lebendigen, muntern, witzigen und vielſeitigen Mittheilung fähig, und ihrer ebenſo ſehr bedürftig, als er ſich einbildete, derſelben in ſeiner einſamen Abgeſchloſſenheit entbehren zu können. Die Herzlichkeit iſt groß, mit welcher Rahel dem wunden Ritter dies entgegenhielt und ihn wieder zum Menſchenverkehr und zur innerlichen Anregung verlockte. „Was macht denn ſonſt wol das eigentlichſte Weſen des Menſchen aus, und macht ihn dazu, als daß er andere Weſen, die Angeſichte tragen, dafür annimmt und ſie behandelt wie ſich ſelbſt: wann kann er das

beſſer, als im vielfältigſten, häufigſten Umgang aller Art mit ihnen! Ich tadle nicht ſowol Ihre Einſamkeit, als Ihr leidenſchaftliches ſtagnantes Wohlgefallen daran; Ihr Lob derſelben; Ihr Vergraben und Verkriechen, in der Meinung, dieſe und nur dieſe ſei Ihnen gut und heilſam. Dahinter, oder vielmehr davor iſt ein Schmerz; der ſoll uns nie wegdrücken; bekräftigen, erfriſchen, erneuen, urbar machen ſoll er uns zu Allem! und der Inbegriff von allem für Menſchen iſt menſchlicher Umgang, man mag es drehen wie man will. Man kann nach der Einimpfung des größten Schmerzes, wenn man ihn erlebt hat, doch noch lebendig umhergehen. Sie ſind ein Dichter, und ſchenken den Menſchen das Schönſte vom Menſchen. Und ſo gibt's noch manche Weiſe, wie man ihnen, eingeſparrt und eingeſperrt von ihnen, göttliche Dienſte leiſten kann; aber Ihnen fehlt doch das Leben innerhalb der fünf Sinne; das nähere, täglich blutumtreibende, wortausſtoßende und geſtaltvollere, lebendige Gedanken ausſtoßende. Sie ſollen kein Eremit ſein! ich habe keinen Sinn dafür! — nur für Eremiten. Gedanken unter Menſchen; ja, unter den gewöhnlichſten; denn ach! — oder finden Sie das nicht? — ſie ſtellen ſo gut die außerordentlichſten vor. Kurz, ich kenne nichts als Menſchen, und nur dann be-

kommt Einſamkeit ihren Sinn! — wenn man dann allein iſt.“ *)

Es ſcheint faſt, als ſei Rahel damals, im Jahre 1809, Niemandem mit ſo herzlichen Ergießungen entgegengekommen, als gerade Fouqué. Varnhagen von Enſe ſowol, wie Alexander von der Marwitz, waren damals erſt in dem Anfangsſtudium jener Bekanntſchaft, die freilich bereits im Stillen zur innigſten Liebe erwuchs. Man ſieht das Vertrauen zu Fouqué vornehmlich aus den Mittheilungen, welche ſie dieſem hinſichtlich des ihr geheiligten Prinzen Louis machte; ſodann aber auch aus den Klagen, welche Rahel wegen des 1809 erfolgten Todes ihrer Mutter gegen ihn ausſtößt.

Rahel war eine Natur, die nicht ohne das Element der Liebe und die heiligſten Herzensneigungen zu exiſtiren vermochte, und die in ewigem Ringen nach dem Schatz, der in ſeiner Perſönlichkeit auch zugleich ihrem ſich in ſolcher Hinſicht gebildeten Ideale Rechnung trug, die ganze Tonleiter eines nagenden Schmerzes kennen lernte, der aus der Nichtbefriedigung unſerer reinſten und glühendſten Sehnſucht entſpringt. Die Liebe war für ſie Befruchtung; ſie war die Be-

*) Rahel's Briefe. I.

lebung alles Dessen, was reich ihr Herz in sich barg, die ewige Sehnsucht und die mit allem Reiz der Phantasie vergoldete Hoffnung. Sehr oft stößt man in Rahel's Briefwechsel auf diese Sehnsucht nach einem sie ganz verstehenden Herzen, auf diesen Schmerz um deren Entbehrung. Sie wünschte sich Mutter, Gattin, Geliebte, ja, Kind zu sein, um einen Gegenstand ihrer innigsten Neigung zu haben und mit ihm jene Paradiese, jene himmlischen Wohnungen zu durchwandeln, die uns nur das brennende Feuer einer reinen Liebe öffnet.

So mußte denn jeder Verlust eines geliebten Gegenstandes für sie auch ein unendlicher Schmerz sein; denn sie fühlte, noch immer ohne einen geliebten Gegenstand, der sie für Alles hätte entschädigen können, mit dem Verlust jeder ihr theuern Person ein Stück ihres Herzens sich ablösen und an seiner Stelle die blutende Wunde. Wie mußte sie deshalb nicht der Verlust einer Mutter auf das schmerzlichste berühren, einer Mutter, die sie vier Monate lang sich erst mit dem Tode quälen sah! Alle Leidenschaften hatte sie auf diese ihr am nächsten stehende Person geworfen, wie sehr auch Misverständnisse zwischen Mutter und Tochter obgewaltet hatten. War sie fast doch die Einzige, die sie mit der Glut ihres Herzens, ebenso wie

ihre Geſchwiſter, umfangen konnte! Ihr Tod zerriß gewaltſam ihr Herz; ſie ſchien ſich nun einſam in der Welt zu fühlen. „Dies Verhältniß", ſchrieb ſie Fouqué, „konnte mir kein feindliches Geſchick ganz rauben, da ich in der Reihe der Naturweſen Einmal bin, nur verderben, vergällen. Und ich hielt es hoch empor, beſonders zuletzt. Meine Mutter mußte mich lieben. Das einzige Bild, was mir zu einem Erdenwunſche übrig geblieben war, war das Glück, ein einziges Jahr ſie zu pflegen, in Ruhe und Wohlhabenheit. Vergebens! Sowie dieſer Wunſch, dieſes Bild, aus dem Herzen herauf athmete, vor meiner Stirn ſich bildete, fiel ſie in Elend, mir zum Fluche, und ſtarb auch. Nun gibt es für mich nur ein Wogen auf der Erde. Eine allgemeine Liebe, ein Anziehen, ein Leiſten nach allen Seiten hin; eines, wie es ſich für einen Gott und für einen Märtyrer ſchickt. Auch ich ſchicke mich darin."

Das Schickſal fügte es bald, daß Rahel in Alexander von der Marwitz und in Varnhagen die beiden herzinnigen Seelen fand, die ihr für den Verluſt einer Mutter, die ſie in der That als Waiſe verlaſſen hatte, Entſchädigung boten. Die Mutter war ihr, ſo zu ſagen, nicht gelungen; ſie bildete nur ein halbes Band für ſie; — aber dieſes halbe Band noch zu verlieren,

das war für ſie ein Schlag, von dem ſich ihre Seele nur durch die ewigen ſittlichen Ueberzeugungen erholte, welche ſie mit unabläßlichen Beſtrebungen ergründete, denen ſie immer freudig folgte, die ſie mit ſich ſelber einig machten und ſie dem Leben und der wohlthuenden Wechſelwirkung unter Menſchen ſich anſchließen ließen.

Dieſer Energie kam, wie geſagt, die Liebe von Marwitz und Varnhagen entgegen und bot ihr zugleich einen innigern Halt am Leben dar. Jene beiden Jünglinge liebten Rahel gleichwol verſchieden, ebenſo wie Rahel ſie; es beſtand keine Eiferſucht zwiſchen ihnen, Beider Gebiet der Zuneigung war, wenn auch nahe aneinander grenzend, doch durch eine Verſchiedenheit des Bedürfniſſes getrennt. Marwitz verehrte Rahel wie eine Göttin, die ihm Leben und Lebensluſt gab; Varnhagen fühlte nebenbei noch das Gefühl des liebenden Herzens, welches ſich nur erſt mit dem vollen Beſitz der Geliebten beruhigen kann. Marwitz liebte Rahel mit ſeiner ganzen Seele, Varnhagen mit dem Herzen.

Mag man indeſſen in ethiſcher Hinſicht heute dieſen Unterſchied zwiſchen der begeiſterten Verehrung jener beiden Jünglinge für Rahel ziehen, ſo läßt ſich auch andererſeits annehmen, daß Marwitz dem Wunſch

nach dem Beſitz entſagte, ſobald er in Varnhagen den glücklichern Nebenbuhler erkannt hatte. Er begnügte ſich rein den Geiſt und das Gemüth jenes ausgezeichneten Weſens zu lieben und fühlte in dieſer äſthetiſchen Liebe all den Troſt, deſſen dieſe edle, an die ſtürmiſche Leidenſchaftsglut eines Byron mahnende, wenn auch nicht dichtende Dichternatur ſo ſehr bedurfte.

Rahel empfand für dieſen hochherzigen, von allem Schönen begeiſterten Jüngling die innigſte Freundſchaft. Sie liebte in ihm mit der reinen Liebe geadelter Geiſter das treffliche, von Verdüſterung beklommene Gemüth, das von mächtigen und ungeſättigten Gefühlen wallende Herz, wo alle ſeine Eigenſchaften hinliefen und ausgingen. Er ſowol wie Varnhagen zog aus Haß gegen Napoleon in den unglücklichen Krieg, den damals das alte habsburgiſche Kaiſerhaus mit dem neuen napoleoniſchen führte, und der das Vorſpiel jenes gigantiſchen Kampfes war, der vier Jahre ſpäter das neue Reich der Welt zertrümmerte. So wie ſie Goethe in ſeinen Werken geliebt hatte, ſo theuer wurde ihr das Herz von Marwitz; mit der innigſten Theilnahme verfolgte ſie alle ſeine Schritte; ſie tröſtete ihn, wenn er verzagen wollte; ſie richtete ihn auf wie eine Mutter und belebte ihn zu neuem Muthe wie eine Geliebte. Er war für ſie ein offen

hingelegtes Herz, deſſen Zuckungen und Seufzer, deſſen freudiges Leben und hochherziger Schlag ſie mit aller Innigkeit verfolgte, deren ihr reiches Gemüth mehr denn jedes andere beſaß. Sie trauerte, wenn ſie die trüben, ſtockenden Klagetöne des Jünglings hörte, und ihm fern, doch nicht zu helfen vermochte; ſie ertrug, ſo zu ſagen, ſein ganzes Leben wie das ihrige, und in der That, Marwitz' Leben war reich an Leidenſchaften. Einige Zeilen von ihm, die er 1811 an Rahel ſchrieb, mögen als ein kleines Belegſtück dafür hier beigefügt werden:

„Goldene, göttliche Worte, liebe Rahel", heißt es, „leben, lieben, ſtudiren, fleißig ſein, heirathen, wenn es ſo kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies iſt immer gelebt und dies wehrt Niemand. Ja, ich weiß es; fernab ſind mir längſt alle Träume von Heldengröße und äußerſter Bedeutſamkeit gezogen; führt mich das Schickſal dahin, wo ich in großen Kreiſen zu wirken habe, ſo will ich auch das können; aber meine Hoffnungen, meine Pläne ſind nicht darauf geſtellt. Ich will nichts als das Rechte, Gute, Ewige, und das läßt ſich in allen Formen darſtellen, und alſo auch in der lieben himmliſch einfachen, die jene Worte ausſprechen. Ich klage auch nicht über die Zeit, ganz dumm iſt, wer das thut.

Wem das Herrliche im Gemüthe gegeben iſt, dem wird alle Zeit herrlich. Und worüber klage ich denn? Darüber, daß ich dem Gemeinen Gewalt in mir vergönnt habe, daß ich mich habe übertölpeln laſſen, durch pöbelhafte nichtige Meinungen, ſo daß es mir zuweilen ſcheint, als ob ſie ſich krebsartig und unheilbar in meine Seele hineingefreſſen hätten. Wie kann die Beſonnenheit, die Sanftmuth Einem ſo ganz entweichen, wie mir zuweilen!"

Mitten in der Schwankung um ſeinen Lebensberuf leuchteten die Freiheitsfanale von den deutſchen Bergen. Die deutſchen Völker ballten voller Zorn über die ſo lang erlittene Schmach der Unterdrückung ihre Fauſt um die Waffen; das Kreuz der bisherigen Duldung wurde ihr Banner; Bruſt an Bruſt rangen ſie mit dem Cäſar drei Tage bei Leipzig und jagten, wieder ſiegesmuthig, die große Armee über die Fluten des Rheins bis in franzöſiſches Gebiet.

Marwitz theilte jubelnd das Loos des Kriegs und ſöhnte ſich mit dem Geſchick wieder aus.

Da kam das mörderiſche Treffen von Montmirail. Nach dieſem blutigen Kampfe verſcholl jede Kunde von dem edlen Jünglinge; ſeine Freunde und Rahel mußten trauernd ſeinen wahrſcheinlichen Tod auf jenem Feld der Ehre vermuthen. — —

Einen andern Charakter nahm ihre Zuneigung zu Varnhagen von Enſe.

Dieſer durch die Harmonie eines reichwallenden Herzens, eines feinen, ſcharfen Geiſtes begabte Schriftſteller lernte Rahel im Jahre 1803, als ein achtzehnjähriger und für die Poeſie begeiſterter Muſenſohn, kennen. Schon damals machte Rahel, wiewol ſie nur als flüchtige Beſucherin in einer Geſellſchaft erſchien, nachhaltigen und mächtigen Eindruck auf ſein Gemüth, den er wie ein koſtbares Kleinod verwahrte. Möglich, daß dieſe Begeiſterung für Rahel Varnhagen in dem mit Chamiſſo, Hitzig, Theremin und Andern von 1804—6 herausgegebenen „Muſenalmanach" zum Lyriker machten.

Erſt im Jahre 1808 erneuerte ſich jedoch die Bekanntſchaft zwiſchen Rahel und Varnhagen; aber ſie nahm von nun an den innigen und von Geiſt und Herz durchwärmten Charakter an, der immer mehr ſich ſteigernd, dieſe ſchöne Liebe zweier geiſtig ſo verwandten Seelen, bis zur Trennung durch den Tod Rahel's, beſeelte. Ewig blieb für den überlebenden Gatten „Rahel das Neueſte und Friſcheſte ſeines ganzen Lebens"; ſie erwarb mit ihm das langentbehrte, langerſehnte Herz, gepaart mit dem gewünſchten Reichthum des Geiſtes, der durch ihren Umgang und

ihr Vertrauen immer mehr sich erhöhen und immer harmonischer sich mit den Tugenden des Herzens vermählen mußte. Varnhagen, jung und feurig, getrieben von einem edlen Drängen des Herzens und stets geleitet von einem feinen Geist, voller Eleganz und Liebe zur Wahrheit, tiefpoetisch, heiter und stets anregend in der Unterhaltung, verpflichtend und gern allem Großen und Edeln seine Unterstützung bietend — er mußte der Glückliche sein, der unter den zahlreichen Freunden Rahel's ihr Herz und ihren Geist gleichmäßig zu fesseln vermochte. Rahel, sich sehnend nach einem Wesen, das sie ganz verstände, und Varnhagen, schwärmend für die seltenen Eigenschaften der Geliebten, schlossen den innigsten und lautersten Bund zweier geadelten Herzen.

Varnhagen fühlte von nun eine neue Atmosphäre sich umwehen; die Unterhaltung über die hohen und bedeutenden Dinge, welche das Leben mit Reiz erfüllen, erschlossen immer mehr die beiden verbundenen Herzen zu innigem Vertrauen; die Literatur, die Wissenschaft, die Kunst und ihre vornehmsten Träger, welche den Salon Rahel's belebten, dienten ihnen zugleich zu immer neuen und bedeutenden Anknüpfungspunkten, um die eigene Sinnesweise zu entfalten. Allmälig wurde nun Rahel von Varnhagen in ihrem

ganzen Lebens- und Umfangskreiſe geſehen, und dies reizte ihn um ſo mehr, der Geliebten für vielfache Misverhältniſſe ſich zum Erſatze anzubieten. „Sie ſtand", ſchreibt er in ſeinen Denkwürdigkeiten, „in der Mitte eines großen Kreiſes gänzlich allein; nicht verſtanden, nicht anerkannt, nicht gehegt, nicht geliebt, wie ſie es bedurfte und verdiente, ſondern gleichgültig außer Acht gelaſſen, oder auch eigenſüchtig benutzt und misbraucht, wenn die Gelegenheit ſich anbot..... Von der Flamme edler Begeiſterung, von dem Triebe menſchlich reinen Mitgefühls, von dem heiligen Dienſte der Wahrheit, welches Rahel's Inneres erfüllten, ihre Eigenſchaften beſeelten und bewegten, von dieſem innern Weſen wußten die Meiſten nichts. ..."

Rahel war, wie ſchon geſagt, eine Natur, die der Liebe nicht gut entbehren konnte, und welche auch ihrerſeits einen unendlich reichen Schatz dafür beſaß. Dafür zeugen die Briefe an Varnhagen und die ſpätere Ehe Beider, eine der glücklichſten, welche von der Weihe der höchſten Empfindung getragen wurde. Bemerkenswerth iſt noch, daß Harſcher, einer Derjenigen, welche am meiſten um die Neigung Rahel's ſich bewarben, eine Art Neid und Eiferſucht gegen den vor Allen begünſtigten Varnhagen nicht unterdrücken konnte und Alles anwandte, um dieſen von dem neuen Ver-

hältniſſe abzuziehen, ein Verſuch, der indeſſen ohne jegliche Wirkung blieb.

Nach glücklichen, im trauten Austauſch der geheimſten und deshalb heiligſten Gedanken verlebten Tagen, mußte jedoch Varnhagen die Erreichung ſeines Lebenszieles anzuſtreben ſuchen, um eine dauernde Vereinigung mit Rahel zu bewirken. Nachdem er mit Wilhelm Neumann zuſammen, und im Sinne des in die Welt hinausſtrebenden Wilhelm Meiſter, ſeinen Roman „Karl's Verſuche und Hinderniſſe" (1808, Bd. 1) begonnen, und die belebendſten Verbindungen, wie mit F. A. Wolf, Schlegel, Fichte, Schleiermacher, Steffens und Andern angeknüpft hatte, wurde auch er gleich Marwitz nach Ausbruch des Kaiſerkriegs öſtreichiſcher Offizier, und nach mancherlei Veränderungen, 1813 ruſſiſcher Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn.

Während durch dieſe beiden Männer und vornehmlich durch den Letztern Rahel's Gemüth einen außerordentlich kräftigen Halt erlangte, beſchäftigte ſich ihr Geiſt ununterbrochen mit den geiſtigen Evolutionen, welche immer ſtärker die deutſche Nation zu ihrer demnächſtigen Erhebung vorzubereiten begannen. Ehe wir darauf ſpecieller eingehen, ergänzen wir die Gruppe von Bildniſſen aus Rahel's Umgang durch

zwei merkwürdige Persönlichkeiten, den Fürsten von Ligne und Heinrich von Kleist.

Der Fürst Karl Joseph de Ligne, einem der berühmtesten belgischen Geschlechter angehörig, mit den mächtigsten Häusern verwandt und Grand von Spanien, war gewissermaßen bei allen europäischen Höfen heimatberechtigt. Man liebte ihn unter dem ancien régime in Versailles, in Petersburg bei der großen Katharina, in Berlin beim großen Friedrich, in Wien beim letzten deutschen Kaiser. Geistig Franzose und Deutscher zugleich, nahm er für seine literarischen Productionen Frankreich zur Heimat, für seine Ehren und Würden Oestreich, welches ihn zum Feldmarschall erhoben hatte. Er war ein vortrefflicher Diplomat, ein tapferer Soldat, epikuräischer Philosoph, und vor Allem der liebenswürdigste Mann seiner Zeit; dabei schön, immer jung an Geist, wenn auch schon grau an Haar; echt ritterlich, witzig, stets heiter und den Scherz bis auf dem Sterbebett liebend; mit einem Witz und einem Bonmot diese Welt zu verlassen, war für ihn eine Ehrensache; lebensgenußsüchtig, war er gleichwol wohlwollend; verschwenderisch, gleichwol voll edler, oft sanfter Herzenswallung. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Typus der besten Tugenden und verzeihlichsten Fehler von den talons rouges des

ancien régime gern seine Liebenswürdigkeiten mit dem zu Allem geschmeidigen Geiste Rahel's austauschte, am längsten und innigsten, als sich Beide nach längerer Zeit 1811 in Teplitz wiedersahen. Teplitz war damals ein kleiner Hof von Coppet.

Der Fürst von Ligne hat viel geschrieben und sehr viel Geistreiches; seine Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires (1795—1811) betragen 34 Bände; mit einem Vorwort von Marheineke versehen, erschien später (1816), und nach seinen Oeuvres posthumes, die Philosophie du catholicisme.

Die letzte Wirksamkeit entfaltete der liebenswürdige Fürst beim Wiener Congreß, mitten in dessen Festen und berühmten Thatlosigkeiten er starb, nachdem er noch das schlagende und berühmte Bonmot in die Welt gesandt: Le congrès danse bien, mais il ne marche pas. Es war dem alten Herrn nicht anders möglich, als mit einem jovialen Scherz dem Tod in die Arme zu sinken, der ihn 1814, in einem Alter von beinahe 80 Jahren und von aller Welt betrauert und geliebt, überraschte.

Der Selbstmord Heinrich's von Kleist im Jahre 1811 mußte Jedem, der dieses mit sich über das Unglück seines Vaterlandes zerfallene Talent gekannt, wie eine blutige Mahnung zur Befreiung Deutschlands

erſcheinen, und mag noch heute dem für ſeine Dichter gleichgültigen deutſchen Volke ein Merkzeichen bilden, welcher große Schmerz eine Dichterbruſt durchrauſchen kann und wie erhaben in deutſcher Poeſie die Liebe zu einem Vaterlande ſtrahlt, welches mit ſeinen Schätzen und Zierden, Leiden und Hoffnungen nur ſtumpfe Gleichgültigkeit von Seiten des Volks findet. Tiefathmend in den Sphären einer gewaltigen Poeſie, zuckte Kleiſt's Herz bei jedem Sonnenſtrahl vor Schmerz, der die Erniedrigung ſeines geliebten Vaterlandes beleuchtete; der Patriotismus, wie er nach ſeinem Tode plötzlich mächtig durch alle edlern Herzen rauſchte, das war ſein Gott, ſein Glaube, ſeine Poeſie, ſeine Liebe; das Vaterland, das in Schmach und Entnervung zu den Füßen franzöſiſcher Adler lag, das war ſein Gram, ſein Schmerz, ſeine Klage, ſein Lied, — das zerſpaltete dieſes düſtere, von hundert Funken glühende Gemüth, das machte ihn zu einem politiſchen Werther und trieb ihn endlich zum Selbſtmord, da er nicht die Kraft in ſich fühlte, mit ſeinem Schmerz und Gram, wie Rouſſeau lehrt, in die Wälder zu flüchten; fern dieſer ſogenannten Civiliſation, welche das Herz mit Füßen tritt, den Menſchen um der Menſchenwürde wegen zur Maſchine erniedrigt, und welche mit dem Preis von

hunderttausend Unglücklichen und Hungernden diesen Milbenhaufen Gesellschaft, alles Glaubens, aller Liebe, alles Christenthums baar, seiner unglücklichen Bestimmung näher führt.

Heinrich von Kleist, verzweifelt über das gefesselte Deutschland, erschoß sich zu Ende des Jahres 1811, indem er zugleich dem Todesverlangen einer kranken Freundin, Adolphine Vogel, Gehör gab und seinem Vaterlande, wie eine furchtbare Mahnung, seine Dichtung „Die Hermannsschlacht" zum Nachdenken ließ.

Das Schreiben, welches Rahel an Marwitz unmittelbar nach diesem entsetzlichen Ereigniß richtete, beweist, wie sehr sie Kleist's Natur erkannt hatte und wie hoch sie sein Opfer zu ehren wußte:

„Gestern", lauten ihre Worte, „hätte ich Ihnen doch geschrieben, wenn mich nicht Heinrich Kleist's Tod so sehr eingenommen hätte. Es läßt sich, wo das Leben aus ist, niemals etwas darüber sagen; von Kleist befremdet mich die That nicht; es ging streng in ihm her, er war wahrhaft und litt viel. Wir haben nie über Tod und Selbstmord gesprochen. — Sie wissen, wie ich über Mord an uns selbst denke; wie Sie: Ich mag es nicht, daß die Unglückseligen, die Menschen, bis auf die Hefen leiden. Dem

wahrhaft Großen, Unendlichen, wenn man es concipirt — kann man ſich auf allen Wegen nähern; begreifen können wir keinen, wir müſſen hoffen auf die göttliche Güte, und die ſollte gerade nach einem Piſtolenſchuß ihr Ende erreicht haben? — Unglück aller Art dürfte mich berühren? Jedem elenden Fieber, jedem Klotz, jedem Dachſtein, jeder Ungeſchicklichkeit ſollte es erlaubt ſein, nur mir nicht? Siechen auf Krankheits- und Unglückslagern ſollt' ich müſſen, und wenn es hoch und ſchön kommt, zu achtzig Jahren ein glücklicher imbécille werden, und von dreißig an ſchon mich ekelhaft deterioriren? Ich freue mich, daß mein edler Freund — denn Freund rufe ich ihm bitter und mit Thränen nach — das Unwürdige nicht duldete: gelitten hat er genug. — Keiner von Denen, die ihn etwa tadeln, hätten ihm zehn Thaler gereicht, Nächte gewidmet, Nachſicht mit ihm gehabt, hätte er ſich ihm nur zerſtört zeigen können. Den ewigen Calcul hatten ſie unterbrochen, ob er wol Recht, ob er wol nicht Recht zu dieſer Taſſe Kaffee habe. Ich weiß von ſeinem Tode nichts, als daß er eine Frau und dann ſich erſchoſſen hat. Es iſt und bleibt ein Muth. Wer verließe nicht das abgetragene, incorrigible Leben, wenn er die dunklen Möglichkeiten nicht noch mehr fürchtete? Uns loslöſen vom

Wünſchenswerthen, das thut der Weltgang ſch
Dies von Denen, die ſich nichts zu erfreuen hal
forſche ein Jeder ſelbſt, ob es viele oder wei
ſind."

IV.

Es ist bereits im vorigen Abschnitte angedeutet worden, durch wie mannichfache Umstände das Nationalgefühl und die verloren gegangene deutsche Nationalehre allmälig wieder erweckt wurde. Jene Zeit der Schmach unseres Vaterlandes und jene Belebung der deutschen Geister ist unendlich groß, unendlich erhaben; nicht etwa wegen der Geißelhiebe, die wir als Unterjochte erhielten; wohl aber wegen der Hoffnungen, die in der gepreßten Brust der deutschen Nation sich bildeten, und welche rein als solche zu den größten Phänomenen zu rechnen sind, die wir in unserer intellectuellen Geschichte zu markiren haben.

Johann Gottlieb Fichte hat das Verdienst, das Deutschthum und das Nationalehrgefühl der Nation aufs Höchste gefördert zu haben. Fichte war durch und durch ein deutscher Mann, ja noch mehr ein

deutſcher Philoſoph, welcher mit dem Gewicht, welches er auf die Erziehung des Volks legte, zum erſten male die Wiſſenſchaft zu einem Gemeingut nicht blos privilegirter Stände machte. Fichte hatte ein Herz neben dem tiefen Speculationsgeiſt; in ſeiner Wiſſenſchaftsbahn marſchiren nicht blos die Dogmen, Theſen und Geiſtesregeln, ſondern man hört in dieſer Sprache die Wärme eines weichen, an Hochherzigkeit und Bravheit gediegenen Herzens; er liebte die Philoſophie wie die befruchtende Göttin, welche die Beſtimmung des Menſchen zu veredeln habe; er beſaß Klarheit und Wahrheit, Innigkeit und edle Geſinnungen; er war für alle Gebildete ein Herr, für jeden Menſchen ein Meiſter. Wir brauchen nicht erſt hinzuzufügen, daß auch Rahel dieſen muthigen, braven, echt deutſchen Denker über Alles verehrte.

Berlin war, als der König ſeine Reſidenz in Königsberg hatte, die Centralſtelle für geiſtige und literariſche Angelegenheiten, die es merkwürdigerweiſe aber nur ſolange für Deutſchland blieb, als bis der König durch die Errichtung der Univerſität dieſe geiſtige Metropole des Nordens gerade noch mehr zu heben gedachte. Fichte lebte, überall verfolgt und verwieſen, in der Hauptſtadt Preußens; dorthin berufen durch Friedrich Wilhelm III, der ſich, ſeinen Adel der Ge-

ſinnung und den Staat Friedrich's des Großen für immer damit ehrte. Muthig hielt der große Philoſoph inmitten der franzöſiſchen Herrſchaft, und trotzend der für einen großen Cäſar kleinlichen Ueberwachung, ſeine berühmten „Reden an die deutſche Nation", im Winter von 1807—8, die mit ihrem glühendem Athem und ihrer angreifenden Wahrheit die welken Gemüther des Volks zu neuer Kraft und ungekannter Energie belebten. In ihnen leuchtete die heilige Wahrheit, die Ehre der Nation, die Kraft der Begeiſterung; ſie bildeten die Politik der geſammten Vaterlandsliebe.

Wir müſſen noch einmal darauf verweiſen, daß damals der Begriff Deſſen, was wir heute mit einer gewiſſen Achtung vor deſſen Intelligenz, Volk nennen, kaum irgendetwas mit den edlern Aufgaben der Menſchheit gemein hatte. Das Volk in Deutſchland und auch in Preußen war im erſten Decennium dieſes Jahrhunderts noch ganz daſſelbe wie im 18.; zurückgeſetzt vom öffentlichen Leben und Handeln, begnügte es ſich allen Ereigniſſen in demſelben wie eine empfindungsloſe, neugierige Menge zuzuſchauen, entbehrte jedes Urtheils, ja, jeder Urtheilskraft; dachte nur an ſein Stück elendes, materielles Leben und kümmerte ſich beileibe nicht um Politik oder Philo-

ſophie oder religiöſe Fragen. Es ſaß theilnahmlos an ſeinem Herd, kochte, aß, trank, arbeitete und ſchlief, und folgte nur, wenn die beſſere Geſellſchaft es mitzog, den geiſtigen Bewegungen, die ſich auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens oder der Kunſt bemerkbar machten. Einestheils hatte dies ſeinen Grund darin, daß man von Oben herab bis dahin ſich nicht im Geringſten um die intelligente Wohlfahrt des Volks gekümmert hatte; anderntheils war aber, eben wol durch den Mangel der Anreizung, das Volk ſelbſt ſo ſchlaff und träge, um ſich nach einer Theilnahme an andern als hausbackenen Dingen zu drängen. Es war mit Einem Wort vor funfzig Jahren ein ſo anſtändiges, charmantes und gutes Volk in Deutſchland, wie ein großer Theil des heutigen Adels und die „kleinen Herren" es noch für die Gegenwart wünſchen.

Die damalige Ariſtokratie, beſonders die preußiſche, wurde indeſſen von einem bei weitem edlern Geiſt geleitet. Die franzöſiſche Revolution wurde vom Adel in ſeiner Idee aufgefaßt und dieſe dem Volke durch die Literatur allmälig zugänglich gemacht. Der Adel war es, der in jener Zeit factiſch die Stütze des Staats bildete, durch ſeinen Reichthum ſowol wie durch ſeine Intelligenz, zwei Kräfte, welche heute zum

größten Theil im Besitz des damals von ihm cultivirten Volks sind, und deren fortwährende Vermehrung auch den regelmäßigen Verlauf des staatlichen Lebens in aufsteigender Linie mit sich brachte. Der Wohlstand sowol wie die Bildung werden für eine Volksclasse nach der andern die Brücke zur politischen Macht, und nur die Vereinigung der Armuth und Unwissenheit vermag den frischen und neuen Zudrang zur Theilnahme an der Uebung der öffentlichen Gewalt zu verhindern.

Die Aristokratie im Anfange dieses Jahrhunderts war in der That eine echte; ein wahrhafter Adel, und weit verschieden von dem heute zum Junkerthum ausgearteten, welches alle Fehler desselben, aber keine seiner vielen Tugenden besitzt und, ohne ein wirkliches Verwachsensein mit dem Staate zu repräsentiren, nichts hat, als seinen Dünkel und die Gunst der Höfe.

Damals jedoch war der Adel mit dem Staate innig verwachsen; d. h. er hatte seine starken Wurzeln in der Vergangenheit und seine gesunde Krone in der Gegenwart; in ihm lag Alles, was seine Erben heute vielfach verloren haben: die kriegerische Kraft, der Reichthum, die Achtung oder die Furcht des großen Volks, der Vorzug der geselligen Bildung und der feinen Sitte. Er pflegte die Literatur, die

Wissenschaft, die Künste und erschloß, nicht verschloß, den Gedanken neue und edle Richtungen. Das können wir nie genug der Aristokratie danken, daß sie es war, welche in der Zeit der Trauer und Erniedrigung das Volk, die bisher ungebildete Masse, mit dem Samen der Intelligenz befruchtete, es aufrüttelte, aufschüttelte, aufweckte und aufklärte. Durch den deutschen Adel hat das Volk alle seine herrlichen Geistesschätze sich erworben, vom Mittelalter an bis zum Befreiungskriege; das Verdienst muß ihm ewig bleiben und wird immer der Schmuck desselben sein. Durch ihn senkte sich die Intelligenz bis in die dichten Schichten des gewöhnlichen Volks, ein Proceß der ununterbrochen vom Anfange dieses Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag noch währt und zur Folge hatte, daß alle Tugenden jener Aristokratie heute ihren Nachkommen geraubt sind, und daß die Macht des Volkselements, bestimmt, für die Zukunft sich immer mehr zu vergrößern, das allgemache Absterben der Aristokratie bewirkte. Wohlstand und Intelligenz sind heute ausschließliches Eigenthum der Volksmacht, welche auch zugleich damit den Hauptfactor der politischen Bewegungen bildet, nachdem die deutsche Aristokratie an der Unfähigkeit, ihre Rolle den nachstehenden Foderungen der Geschichte anzupassen, untergegangen ist

und in der Bildung des heutigen Junkerthums den Staat nicht stützt, sondern auf ihn sich stützt und damit seine Kraft schwächt. —

Der Adel, welcher damals alle Intelligenz und Schöngeisterei liebte und pflegte, machte damit die träge Volksmasse mehr denn je belebt. Indem er Fichte's Anstrengungen eifrig unterstützte, regte er das Volk auch zu Energie und Thatkraft auf, sobald dieses belehrt wurde, welche Macht, welches Gewicht und welche Wichtigkeit in ihm liege. Es schien der Volkskraft anfangs unglaublich, daß auch sie im politischen Leben eine Rolle zu spielen berechtigt sei; aber bald schlossen sich die von der französischen Revolution her in ihr gesammelten elektrischen Atome zu einer lichten Flamme zusammen; das Blut rollte schneller in den Adern des Volks; das Ehrgefühl zitterte, nachdem es vom Druck der Dumpfheit befreit war; das Auge blitzte, die Hand lernte sich ballen und die Begeisterung brach zum ersten male in ihm infolge der Intelligenz empor

Während Fichte's „Reden an die deutsche Nation" Unendliches zur Regeneration derselben beitrugen, organisirte sich — und wiederum durch den Adel — nebenbei die Nationalkraft im Geheimen durch den Tugendbund, als dessen Seele der edle und für

immer im Herzen des Volks lebende Miniſter von Stein galt. Man fing damals zugleich an, eine Herſtellung der deutſchen Einheit anzuſtreben; man rüttelte die nationalen Elemente auf, indem man ihnen ihre Feſſeln vor Augen hielt und Appel an ihr Vaterlandsgefühl machte; man ſetzte die Befreiung des Vaterlandes mit einer Freiheit der nationalen Kräfte und Anſprüche in Verbindung, und liebte es, die Kraft des Volks als die vornehmſte und gewaltigſte des Staats hinzuſtellen. Nun natürlich, als das Volk ſo von ſeiner Wichtigkeit unterrichtet wurde, nahm es nicht Anſtand, den Platz einzunehmen, der ihm geboten wurde, und von dem fortzudrängen es ſpäter nicht wieder gelang. — — — Das Lebendige lebt nur im Staate und die friſche, anſtrebende, muthige Volkskraft ſummirte von nun in ſich Alles, was Leben heißt. Die Volksmacht ſollte anfangs nur zur Befreiung des Staats dienen; ſie diente dazu, aber pochte nun auch darauf, ein Beſtandtheil des Staats in jeder Beziehung zu bleiben.

Indeſſen ſchien der Augenblick noch nicht geeignet zu ſein, mit der heimlich und ſtill organiſirten Nationalkraft die Adler Frankreichs aus dem Vaterlande zu treiben. Das Kaiſerreich kniete noch furchtbar auf der Bruſt der Boruſſia und auf den Trümmern des

alten Heiligen römiſchen Reichs. Alles war dumpf, aber gewärtig des verzweifelten Kampfes; Alles lauſchte, ob keine preußiſche Trommel ſich rühre, ob kein königlicher Wink von Königsberg ſich zeige; Alles trauerte um Fürſt und Vaterland und ſtand dunkel und gedrückt da, als ob nach lange verharrendem Wetter, wo man eben von den Ueberbleibſeln ſich das Leben noch zurecht ſtellen will, doch noch Wolken genug da ſind, um den ganzen Himmel mit Gewitterdrohung zu beſchweren. Jetzt ſchlug wol zum erſten male jener Schmerz in die Herzen der Nation, daß ſie die Größe nicht mehr beſitze, die ſie einſt durch Friedrich's des Großen Siege genoß. Damals, das fühlte jetzt jedes Kind, konnte Preußen ſtolz ſein; es war auf die Höhe von ganz Europa gewogt worden und jeder Preuße hatte Theil an ſeines Vaterlandes Ruhm, in dem die wahre Sonne ſtrahlte und aus dem ſich her zu nennen eine Ehre ohne Gleichen war. Und als nun zuerſt wieder preußiſche Truppen in Berlin einzogen — welche Freude, welcher Taumel, welches Entzücken in der ganzen, ſonſt ſo kalten Bevölkerung! Man gab aus Freude Freikomödie und große Tafel den Offizieren; die ganze Stadt war hin, um preußiſche Truppen wieder zu ſehen, beſiegte und gedemüthigte Krieger, die mittlerweile danach dürſten ge-

lernt hatten, ihre Schmach mit frischen Lorbern zu sühnen.

„O! Ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe!“ schreibt Rahel und spricht damit den Gedanken des ganzen preußischen Volks von damals aus. „Wie Einer, der durch Physik den Werth des Bluts etwa nicht kannte; wenn man es ihm abzieht, wird er doch hinstürzen. Ich kann aus losgelassenem Schmerz nicht hingehen, jeder Reitknecht mit preußischen Pferden, der vorbeigeht, pumpt mir einen Strom von Thränen ab. ... Ja, ich bin von meinem Lande genährt und erzogen; und denke, ich bin doch modificirt über Alles, wie die Besten darin; dies wäre mir in jedem Lande geschehen: aber ich habe ja in meinem gelebt; sehen und denken und Antheil nehmen lernen, und wahrlich hier geschützt, und das fühlte ich immer. Was mich unaussprechlich kränkte diese Woche, war, daß mir ein preußischer Militär begegnete, dem alle Jungen nachliefen und alle Menschen nachsahen, und auch ich wußte nicht, ob es ein Offizier, ein Unteroffizier oder ein Soldat war. ... Wie ein Schweizer Berge kennt, ein Franzose Höflichkeit übt, ein Engländer von seinem Parlamente weiß, so wußte hier bis auf die albernste Demoiselle jeder, was gut marschiren, auffitzen u. dergl. war. Ohne zu

wiſſen, daß ſie es wiſſen. Und nun ſchloß ich nur, es ſei ein Preuße, und erkannte den Grad nicht mehr!..."

Der Tod der innig geliebten Königin Louiſe trug noch mehr belebenden Patriotismus in die Reihen des aufgewachten Volks: — und endlich ſchlug ſie auch, die Stunde, wo ſich die goldene Fahne der Vaterlandsliebe entrollte!

Zertrümmert, vernichtet, erfroren, verhungert, kehrten die unglücklichen Trümmer der großen Kaiſerarmee aus den ruſſiſchen Eisfeldern zurück; der Kaiſer jagte von Polen her faſt flüchtig durch ſeine Staaten bis nach Paris; ein Jeder faßte ſich an die Stirn und vermochte es nicht zu glauben, daß ein Napoleon und ſeine immenſe Armee ſo plötzlich beſiegt ſei, daß beide zurückkehren könnten wie Beſiegte?... Jetzt war der Augenblick der Befreiung da: ein Wink des Königs — und hunderttauſend ſeiner Unterthanen ſtiegen aus dem vaterländiſchen Boden heraus und dienten, Gewehr beim Fuß, zum Sammelplatz des ganzen preußiſchen Volks in Waffen.

Jeder, der nur noch die Waffen tragen konnte; Knaben, die kaum der Laſt des Gewehres gewachſen waren; Jeder der haſſen konnte und Begeiſterung kannte, der die Größe der Nation mit ſeinem Blute

bezahlen wollte, hatte er gleich Weib und Kind, kranke Aeltern oder Geſchwiſter; Jeder endlich, der Preuße war, folgte dem Rufe des Königs, denn dieſer Ruf war zugleich der Schrei der Nation. Alles war Volk, nur Volk in dieſem Augenblick; es galt die Ehre, die Befreiung, das Vaterland zurück zu gewinnen; nicht Blei genug konnte es geben, nicht Fahnen genug, nicht Banner genug, um die große Schande auszuwetzen: — ein Ruf der Ehre von Memel bis in die fernſten Winkel deutſcher Gauen, und darüber fort das Geklirr der Waffen und Degen, das Rollen der Kanonen und der donnernde Geſang begeiſterter Krieger!

Aus der Aſche erſtand Preußens Phönix. Der des innern Kittes, des Oeles der Seele entbehrende Staat hatte ſich verjüngt und inmitten ſeiner Erniedrigung ſich zum erſten Staate der deutſchen Intelligenz umgewandelt. Die ritterlich gewordene Nation der deutſchen Zukunft an der Spitze, ſchaarten ſich alle Stämme, alle Völker des zertrümmerten deutſchen Kaiſerreichs hinter ihr auf. Man hatte nichts als Muth, Begeiſterung und ſeine Ehre den ſchlachtgewohnten Garden und Kriegern des Cäſars entgegenzuſetzen; aber man ſiegte, wie die Wahrheit ſiegt; man ſchlug, wie man Helden ſchlägt; man

ſtürmte, man jauchzte durch den Pulverdampf der Kanonen, von denen jeder Schuß die Morgenröthe der Befreiung begrüßte; man keuchte, man rang und bezwang — und von der Katzbach an bis zum Rhein, von Weiler zu Weiler, von Stadt zu Stadt, bis zu der Kathedrale von Paris, erbebte das donnernde deutſche Victoria!

Und nun die Frauen! Auch ſie opferten, was ſie beſaßen, dem Vaterlande; ihre Liebe war jetzt nur für dieſes; ihre Hülfe, ihre Tugenden nur für die Sühne des Landes. Alle gaben, was ſie hatten, ihre Wäſche, ihre Kleinodien, ihre Juwelen und Ringe, ihr Geld, ihr Brot, ihren Wein, ihre ganze Küche, ja die Pracht ihrer Haare. Die Kranken, das waren ihre Geliebten; die Verwundeten, das waren ihre Helden: — was jemals der Schmuck deutſcher Frauen geweſen iſt, das ſtrahlte in jener Zeit des Völkerkampfes mit nie gekanntem Glanze. Auch ſie waren verjüngt, waren neue deutſche Frauen mit den Tugenden der Sanftmuth, der Milde, des Wohlthuens, des Mitleids und der über Alles erhabenen Menſchenliebe.

Hören wir auch hierbei Rahel:

„Dieſen Morgen muß ich nach Hemden laufen", ſchreibt ſie an Varnhagen im April 1813, „ich muß

es, weil ich mir keine Mühe, kein Klettern, keine Anrede und Rede mit gemeinen Leuten verdrießen laſſe: weil ich denke, je ſchneller die Hülfe, deſtomehr iſt ſie Hülfe: weil ich weiß, was krank ſchmachten iſt, und keine Wäſche anziehen können, ebenſo ſchlecht iſt, als keine anzuziehen haben. Unſer großes Lazareth war in einem ſchrecklichen Zuſtand! Wegen unordentlicher Einrichtung und Deprädation. Kaum erfuhr es aber die Stadt, ſo war ein General-Aufſtand. Jeder ſchrie, lief und gab. ... Die ſchnellſten Einſammlungen kamen in drei Tagen zuſammen; vom neuen Lazareth wurde Alles hingeſchickt, alle Aerzte ſammelten ſich, fuhren mit großen Geldbeuteln; Wäſche aller Art, Betten, wurden nach ihren Häuſern geſchickt, Eſſen, wo immer 125 Frauen kochen ließen; keine ſchlief, keine ruhte mehr. ... Ich ſchreibe dies mit Thränen in den Augen und mit Entzücken über unſere Stadt. .... Gott gebe meinen geliebten Landsleuten Muth und Beſcheidenheit. Unſer armes Land leidet entſetzlich. Jeder Kerl geht mir in die Seele. ... Alles hat Muth, Willen und Hülfe in jeder Art. Auf der Gaſſe kann man es hören, bei jedem Vorübergehenden; das Papier iſt zu klein zu allen Anekdoten! Jünglinge verzweifeln, die nicht mit ſollen; übernehmen drei, vier Poſten und Stellen

für ihre Brüder und ſagen, ſie überleben die Schmach doch nicht!“

Die Größe der deutſchen Nation ſteht in jenen Tagen unvergleichlich da; nur ihr Muth allein, ihre Begeiſterung, ihre Opfer und Liebe vollbrachten, was unmöglich ſchien und für immer gigantiſch bleibt. Hatte man nicht das eingeſchlummerte Gefühl der Nation, nicht ihren alten Sinn für Freiheit, für ihre alte Glorie und Unabhängigkeit wieder emporgerufen, indem fürſtliche Worte ihr verkündeten, daß ein deutſches Reich wieder errichtet werden ſollte, eine neue politiſche Einheit Deutſchlands, wodurch deſſen Völkern ein ihnen angemeſſener Platz in der Reihe der europäiſchen Staaten angewieſen würde? Das hieß zum Volke ſprechen, und Alles gab daſſelbe hin, um jene goldenen Verheißungen zu erringen und mit ſeinem Herzblute zu erobern, was ihm das Theuerſte war. Deshalb dieſe Begeiſterung, dieſer Muth und Energie; deshalb dieſe Opfer und Hingebung; deshalb der Sieg und die donnernden Victoriarufe: — iſt das Volk einmal erwacht und hat es einmal ſich als Rieſe erhoben, dann ſiegt es immer!

So zogen die deutſchen Heere wie im Siegesflug durch Deutſchland; die franzöſiſchen Veſten wurden

genommen; die Marschälle des Kaisers geschlagen, und von der Höhe des Montmartre herab sahen die vom Pulverdampf geschwärzten Krieger die Weltstadt zu ihren Füßen. Dahin war das große gigantische Reich, in dessen Herz die einst besiegten Völker jetzt unter den Klängen von Siegesmärschen drangen! Dahin war der Cäsar, gebrochen sein Muth, zertrümmert sein Thron, zerschmettert der riesige Koloß. Mit der Thräne ungeheuern Schmerzes im Auge nahm der Kaiser Abschied von seiner Größe und seinem Reich; er umarmte zum letzten male im Hofe von Fontainebleau seine lorbergeschmückten Adler, und die alte bärtige Garde präsentirte zum letzten male dem genialen Feldherrn ihre Waffen; die Thränen alter, verwitterter Krieger rollten wie flüssige Diamanten den blitzenden Lauf der Gewehre entlang: Der Kaiser grüßte mit umflortem Blick:

„Lebt wohl, meine Garden!" ruft er aus, und unter dem dumpfen Trommelwirbel verläßt der entthronte Cäsar seine Armee, sein Reich, seine ganze gigantische Herrlichkeit! — —

Und von den Thürmen der Kathedrale zu Notre-Dame schwingen sich die Tauben des Friedens empor, um der ganzen Welt das namenlose Glück zu verkünden. Ueberwältigt vor Freude umarmen sich die

Krieger, die Bürger, die Armeen, die Völker und Fürsten; die Waffe wird, geschmückt mit deutschem Eichenlorber, in den Winkel gestellt, und heilige Friedenshymnen erschallen in den Kirchen, zu Gott, dem ewigen Vater und Retter der Bedrängten, empor.

Kein Mensch ahnte, daß noch ein furchtbarer Kampf geschlagen werden sollte; der erste Friede bereitete unendliche Seligkeit und Niemand dachte daran, daß man nur erst den Cäsar geschlagen, und daß nun Napoleon noch zu besiegen sei!

Rahel, welche sich während eines großen Theils der Kämpfe in Prag aufhielt, bethätigte dort im höchsten Grade alle die Hülfe und Unterstützung, welche ihrem Herzen und ihrer deutschen Vaterlandsliebe noth thaten. Sie opferte Alles, was sie nur opfern konnte; sie errichtete ein förmliches preußisches Bureau in Prag, dem ersten großen Hauptquartier der verbündeten Armeen; sie sammelte für die Bedürftigen, pflegte die Verwundeten, unterstützte die neu in die Vaterlandsarmee Eintretenden und für Alle ein Trost, war sie für Alle auch ein Muster des Eifers.

In Prag sah sie Marwitz zum letzten male, der schwer verwundet bei Koßwig gefangen wurde und

endlich einen glücklichen Zufall benutzte, um zu entfliehen und bei Rahel die Pflege zu suchen, die ihm leider nur ward, damit er einige Monate später den Tod finden sollte.

Von Berlin und Prag aus leitete man die Armee, die diplomatischen Verhandlungen und den öffentlichen Geist. Rahel war sozusagen mitten in diesem Strome und leitete vielfach durch ihren Rath die zahlreichen, um sie sich schaarenden Freunde. Keine bedeutendere Gelegenheit ging vorüber, die man nicht zur immer erneuten Anregung und Aufregung gegen den gemeinsamen Feind ausbeutete. So auch bei Moreau's Tod, der, im Gefecht bei Dresden, im August 1813, verwundet, einige Tage darauf infolge der Amputation erfolgte.

Moreau, der berühmteste General zur Seite Bonaparte's, und von diesem 1803, wegen wol grundloser Verdächtigung, mit Pichegru in geheimem Briefwechsel gestanden zu haben, verbannt, war auf Einladung des russischen Kaisers aus seinem Exil in Amerika nach Europa zurückgekommen, um als General in dem Heere der Verbündeten gegen seinen ehemaligen Rivalen zu kämpfen. Er war, immer furchtbar dem Kaiser Napoleon, eine populäre und von Seiten der patriotischen Partei sehr beliebte Größe;

nicht allein seine Betheiligung an dem Kampfe gegen Napoleon machte im Heere desselben, welches durch ihn die tüchtigsten Generale erhalten hatte, vielfache Wirkung; sondern auch seine Bravheit und Energie als russischer General erhoben ihn zu einer ansehnlichen Macht. Der Tod desselben mußte demnach als eine bedeutende Gelegenheit angesehen werden, den Haß und den Muth der deutschen Kämpfer noch mehr anzuspornen. „In der Zeitung, die ihr ausgebt", heißt es in einem Briefe Rahel's an Varnhagen, „gefiel mir das über Moreau's Tod; und das sehr gut. ... Ich bin noch außer mir darüber. — Wird auch das Volk, dem eure Zeitung umsonst vertheilt wird, die Sprache verstehen? O, ich es möchte darin in gemeinen Worten, zum Guten, zum Wohlthun, zur Geduld, zur Milde, zum hoffnungsvollen Harren, zur Verträglichkeit ermahnen: wie ich es wol manchmal kann. Möchte ihm anempfehlen, nur immer das Allernächste recht zu thun, gleich gut. ..."

Als einen literarhistorischen Beitrag und interessantes Memoire füge ich bei dieser Gelegenheit ein Gedicht vom Kriegsrath von Held bei, welches seiner Zeit, nämlich 1804, nicht abgedruckt werden durfte, sondern erst im Jahre 1813 nach Moreau's Tode in der Vossischen Zeitung erschien:

Nachruf
an den franzöſiſchen Feldherrn Moreau b ſeiner Abreiſe aus Europa nach Nordamerik im Jahre 1804.

Cui pudor, et justitia soror,
in corrupta fides, nudaque veritas
quando ullum inveniunt parem.
Horat.

Fahre wohl! Die Blicke aller Guten
Folgen auf des Weltmeers blauen Fluten,
Braver Mann! Dir, gen Atlantis nach.
Unbefleckt begleitet deine Ehre
Dich nach einer jeden Hemiſphäre:
Fahre wohl! Dich ſchändet keine Schmach.

Wir durchſchauen der Sophiſtik Normen,
Wir verachten jener Argliſt Formen,
Die durch Poſſen nur und Furcht regiert.
Viel zu ſanft warſt du, zu gut und ehrlich,
Flohſt die Lüge — und das iſt gefährlich,
Wo die Gaukelei das Ruder führt.

Dir, ja dir! als ſeinem echten Sohne
Beut der Ruhm die ſchöne Strahlenkrone,
Und ſein Mantel wird dein Kleid.
Auf die Heuchler, die im Prunk ſich blähen,
Kann die Nachwelt nimmer liebend ſehen.
Edle Männer trägt die Ewigkeit.

Zwar gewiß — wenn in Poſeidon's Wüſten,
Und Südſpaniens beſchäumten Küſten,
Nun dein Schiff mit friſchem Oſtwind ſticht,
Und in Wellen ſich die Ufer ſenken,
Fließen — o, wer kann es dir verdenken? —
Heldenzähren über dein Geſicht.

So vertrieben von geliebten Laren,
Nach Europens letzten Caps und Pharen,
Siehſt du trauernd vom umwogten Bord.
So belohnet ſeine Ariſtiden
Jedes Vaterland. Die Tindariden
Aber leuchten dir zum ſichern Port.

Wie du Sklavenſinn nicht konnteſt heucheln,
Weil zu ſtolz du wareſt, um zu ſchmeicheln,
Mußt du weichen auf dem Ocean.
Doch das Land, das Waſhington der Große
Gründete, wird gern in ſeinem Schooße,
Wird mit offnen Armen dich umfahn.

Dort wird nicht der Neid mit Tigerkrallen
Auf den Lorber deines Hauptes fallen;
Dort, beim Donner von dem Niagara
Plärrt kein Bonze an geweihter Stätte
Auf zum Weltgeiſt läſternde Gebete;
Freiheit thront in Nordamerika.

Tröſte dich! Es geht an deiner Seite
Eine keuſche Frau und theilt die weite
Reiſe, theilet das Exil mit dir.
Glücklicher als eine Kaiſerkrone
Macht das Herz. Es bleibt in jeder Zone
Frauentugend auch des Mannes Zier.

Fahre wohl! Vertraue der Geſchichte,
Daß ſie dich einſt vor der Zukunft richte.
Nach dem Tode ſpaltet ſich der Lohn.
Tugend zeigt am ſtygiſchen Geſtade,
Dir Elyſiens umgrünte Pfade,
Aber deinem Feind — den Acheron.

von Held.

Der Aufenthalt Rahel's in Prag brachte sie auch von neuem mit Gentz zusammen, der, bekannt mit allen Großen und Einflußreichen des Reichs, und von jeher mit innigem Vertrauen Rahel zugethan, diese selbstverständlich auch mit seinen Bekanntschaften in Verbindung setzte und ihr damit zu einem, jedoch niemals von ihr durch Intriguen gemisbrauchten, politischen Einfluß verhalf.

Friedrich von Gentz, geboren 1764 zu Breslau, war der erste deutsche Publicist, kann man sagen, der durch sein Talent sich allein so hoch geschwungen hatte, wie in Deutschland Niemand nach ihm. Er repräsentirte in seiner Carrière gewissermaßen die Anerkennung des publicistischen Schriftstellers; die Ehre seines Standes, die Achtung vor dem Talent, die Hoheit der Feder. Während in Frankreich nach der napoleonischen Zeit diese Hochachtung und Werthschätzung vor dem publicistischen Talent sich so groß gestaltete, daß jeder Staatsmann und Minister seine Carrière zuerst in dem Journal begann und durch publicistische Arbeiten anbahnte, verlor sie sich in Deutschland plötzlich in eine sehr bedenkliche Düne, ja, sie schlug allgemach, und aus Ursachen, die wir gern übergehen wollen, in eine vollkommene Verachtung gegen die journalistischen Schriftsteller und gegen den gesammten

Stand derſelben um. Mit Gentz feierte die politiſche Schriftſtellerei ihre Glanzepoche, aber er ſelbſt mag wol viel dazu beigetragen haben, und nicht in der edelſten Abſicht, dieſelbe zu miscreditiren, um dem Geheimerath Schmalz, unliebſamen Andenkens, dann die weitere Herabwürdigung und Verdächtigung jener Beſchäftigung zu überlaſſen. Nach Gentz iſt dann die politiſche Schriftſtellerei gänzlich geſunken und der Begriff „Zeitungsſchreiber" ähnelte vielfach dem, mit welchen man vor hundert Jahren noch den eines „Komödianten" belegt hatte. Es mag ſein, daß die Publiciſten in Deutſchland größtentheils des Talents und beſonders des Muths entbehrten, um das immer mehr um ſich greifende Vorurtheil gegen ſie zu vernichten; beſteht doch noch heute, wo man im Allgemeinen Hochachtung und Reſpect in allen Kreiſen vor der Preſſe hegt, der publiciſtiſche Muth nicht in Dem, was von ihm geſchrieben ſteht, ſondern in Dem, was von ihm verſchwiegen wird; — aber immerhin gab es niemals genügende Veranlaſſung, einen Stand zu misachten, der bei verſtändiger Pflege ſtets eine mächtige Stütze des Staats werden wird, und der, aus Ueberzeugung für eine ehrliche Sache gewonnen, mit ſeinen Federn wol eine große Armee erſetzen kann. Das glänzendſte Beiſpiel hiervon bietet Gentz, der ein-

sache, aber geniale Publicist, bei dessen Tode alle Höfe Europas begriffen, was sie mit einem solchem Talent verloren hatten.

Der Herr von Gentz war eine Natur, die, möchte man sagen, aus dem französischen ancien régime nach der schlesischen Provinz hineingeschneit worden war. Er war ein feiner Geist, geschmeidig wie ein Jouvin'scher Glacéhandschuh, dabei zäh wie Lederzucker; witzig und sarkastisch, mit einer feinen Nase und äußerst scharf geschliffenen Sinnen, ein eminentes Talent für die Polemik, ein Meister des Stils, ein Mann der Feder, mit einem politischen Organismus wie ihn Metternich hatte und Gall ihn nicht entdeckte; ein recht charmanter, recht liebenswürdiger alter Sünder; verschwenderisch wie Fürst de Ligne; ein Lebemann wie der Cardinal Rohan; ein im Gemüth sehr gutmüthiger Roué, sehr eigennützig, sehr verliebt in das blanke Gold und in reizende Frauen; sehr bekümmert darüber, daß der Mensch sterben muß, ja, sehr ängstlich über diese Fatalität; ihn reizte und er liebte das Leben mit den zwei Beinen und den charmanten Misèren hier unten hundert mal mehr, als das für ihn sehr zweifelhafte jenseits der Wolken; dabei war er ehrgeizig, und hatte das Glück sich in dieser Leidenschaft vollauf sättigen zu können — genug, er war

das Alles genießende Leben und ſtets erfreut darüber, daß er, wie er einſt ſchrieb: e vita, plenus conviva recedat, vom Tiſch des Lebens, ein geſättigter Gaſt, ſich erhob.

Schon früh und in der Blütezeit ſeiner freiſinnigen publiciſtiſchen Thätigkeit kam er in Rahel's Salon, und erwarb ſich bald die Freundſchaft dieſer Frau; denn Herr von Gentz war ſehr liebenswürdig, ſehr geiſtreich und auch ſehr bald berühmt. Ueberdies mußte die Naivetät, mit der er alle ſeine Sünden und Laſter allerliebſt graciös eingeſtand, ihn ſtets zu einem der intereſſanteſten Männer machen, und Rahel's Geiſt feſſelte ihn überdies ſo ſehr, daß er bis zu ſeinem Tod unendliches Gewicht auf die Anſichten, Achtung und Zuneigung dieſer Frau legte, die freilich weder ſeine politiſchen Grundſätze, noch ſeine öffentliche Wirkſamkeit mit Lob zu lohnen gedachte. Indeſſen darüber ſetzte ſich Gentz ſehr leicht weg, als Politiker war er ſogar gern bereit, möglichſt mit Niemandem in gleicher Meinung zuſammenzutreffen, mindeſtens es nicht einzugeſtehen. Dabei liebte er ſtets die Schöngeiſterei und pflegte ihrer bis an ſein ſeliges Ende, und in dieſer Lieblingsneigung war denn Rahel vor Allem ſeine Größe.

Indeſſen ereignete ſich bei ihm die leicht erklärbare

Menſchlichkeit, daß er mehr Schulden hatte, als ihm, trotz aller Neigung für dergleichen, lieb war. Daß Schriftſteller am Ende die Schulden lieben und in der That auch dergleichen in recht anſtändiger Quantität aufzuweiſen haben, das iſt im Grunde für ſie eine ſehr bedeutende Ehre, weil man doch den Credit blos ihrem Talente gibt. Deutſche Schriftſteller ſollen ſogar, wie mir ein ſehr verſtändiger Profeſſor ſagte, nicht gut in ihrem dankbaren Vaterlande ohne Schulden ihr Leben zu friſten vermögen, wenn ihnen der gütige Herrgott nichts weiter als ein paar Schreibefinger, Talent — ein Stück vom Mantel Gottes und eine Federpoſe gegeben hat; auch ehren ſie gewiſſermaßen ihre Nation und ihr Geſchlecht, indem ſie bei ihrem Tode der Nachwelt theure Angedenken zurücklaſſen. Da nun der Herr von Gentz ein deutſcher Schriftſteller war, der alle Tugenden eines ſolchen und alle Pflichten, die er der Mitwelt ſchuldet, mehr denn alle Andern begriff, ſo befand er ſich bald in einem ſo großen Deficit, welches mit ſeiner außerordentlichen Meinung von ſich ſehr wohl in Proportion ſtand. Nur war es ihm, ähnlich andern Sterblichen, ſehr unbequem, immerfort von denjenigen Capitaliſten, denen er eine hohe Meinung von ſich beigebracht hatte, mit der Berichtigung ſeiner Schulden gedrängt zu

werden, so daß er sich seinen aufdringlichen Gläubigern am besten zu entziehen glaubte, wenn er Berlin verließe.

Der Herr von Gentz, von vielen erst später getrösteten Freunden auf das Rührendste beweint, verließ denn 1802 Berlin, um diesen verhaßten Ort nicht wieder zu besuchen, und ging, berühmt und geschmückt mit dem neuen Lorber eines Publicisten, nach England zu Pitt, der ihn mit Ehren aufnahm.

Gentz hatte sehr früh sich mit Burke zu schaffen gemacht und unter anderm dessen „Reflexions" als „Betrachtungen über die französische Revolution" (1793) ins Deutsche übertragen. Somit vielfach durch diesen Geist gebildet, machten ihn überdies die Verhältnisse bald zu einem ähnlichen, und zwar ohne Parlament. Aus dem liberalen Publicisten entpuppte sich bald der Verfechter der Regierungen, den sich der östreichische Staat sofort erwarb, indem er Gentz jene berühmte Stelle in der Hof- und Staatskanzlei zu Wien verlieh, die der Angelpunkt aller Diplomatie wurde und nie wieder einen zweiten Gentz erhielt. Gentz wurde Alles für die Cabinete Europas, und ließ sich tüchtig für seine Dienste bezahlen. Er verfocht dafür russische und östreichische Politik aufs Beste, aufs Glänzendste; denn es geht Alles zu verfechten, was wirklich besteht,

und alles Beſtehende hat auch ſein Recht. Eine Politik, mag ſie nun einen Zweck haben, welchen ſie will, wird immer kräftige Talente finden, die ſie als eine Sache der Ueberzeugung verfechten, ſobald ſie feſt, beſtimmt und dem Vaterlande gemäß gebildet iſt und ſich nicht zaghaft, ſchwankend und zögernd in einer nicht warmen, nicht kalten nondum meridies-Stellung befindet. Wir wiſſen Alle, was ruſſiſche Politik und öſtreichiſche Politik iſt; wir mögen ſie angreifen und haſſen, aber wir können ſie nie verachten, weil wir Alle wiſſen, was Politik iſt und, wer in dieſer Kunſt zu betrügen und zu ſiegen, Talent und Geſchick hat, der erfüllt ſeine Schuldigkeit ſo gut wie der Dichter, der Freiheitslieder in ſeiner Begeiſterung ſingt. Ein Staat iſt aber ohne Politik nicht denkbar, ſie iſt ſein Steuer in dem Meere der Geſchichte.

Der Herr von Gentz wurde nun der Mann der Politik; alle Cabinete ließen bei ihm ſich Rath erholen; von ihm Denkſchriften, Memoiren und Noten verfaſſen; er wurde die politiſche Seele von ganz Europa, er kannte Alles, wußte Alles, begriff Alles und roch Alles. Dafür bezog er auch große Penſionen, ließ ſich beileibe nichts von ſeinem Comfort, ſeinem Genuß und ſeiner höchſt ausgebildeten Gourman-

diſe abgehen; er lebte und liebte und labte ſich dabei; rechnete nicht mit ſeinem Gelde, machte Schulden, bezahlte ſie wieder: — genug, er war gleich ausgezeichnet in Allem, was er wollte und wozu es ihn trieb; kannte wie Keiner Politik und Leben; war mit allen Hauptparteien und Hauptperſonen in der Welt zugleich in ſo tiefer Intimität, wie kein Miniſter, kein Fürſt, kein anderer Menſch, weder vor ihm, noch neben ihm, noch nach ihm geweſen.

Zu der Zeit, als Rahel in Prag ſich aufhielt, war Herr von Gentz ſozuſagen mitten in ſeinem Reiche und reſidirte unweit der Hauptſtadt Böhmens. Im Jahre 1813, nach dem erſten Schlachtendonner der Völkererhebung, ſaß Herr von Gentz inmitten der vier größten Souveräne Europas und aller ihrer Miniſter, ihrer Höfe und ihrer 800,000 Truppen, die ſich um Nachod concentrirt hatten; er ſaß mitten drin und ſpann die großen Fäden, fuhr mit ſeiner Scheere in alle Cabinete, machte Noten, Plane und Manifeſte. Dort, wo er war, befand ſich das Hauptquartier der europäiſchen Erhebung, die Feldwache von Leipzig. Da war der Kaiſer von Oeſtreich, der Zar Alexander mit ſeinen erlauchten Schweſtern und der König von Preußen: ſie alle drei, die Repräſentanten der beleidigten legitimen Majeſtät, ſtanden dem einen

Mann, Napoleon gegenüber. Da waren der edle Hardenberg, Humboldt, Stadion, Graf Bernstorff, die Herzogin von Sagan; ein Heer von Staatsmännern, Hofleuten und Elegants — der ganze Extract aller Diplomatie, und Gentz mitten darin. — Und immermehr wurde Gentz die Unentbehrlichkeit der legitimen Regierungen. Er wurde der Protocolliſt aller Congreſſe, die nun folgten, und blieb der Vertraute aller Diplomaten; ſein elaſtiſcher Stil, zugleich einer der vollendetſten, umhüllte die Proſa der drei Cabinete mit künſtleriſcher Form und ſpornte zu der von nun immer weiter ausgebildeten Kunſt an, vermöge des Stils mehr denn vermöge der Argumente politiſche Erfolge zu erzielen.

Der Herr von Gentz ſchien gar nicht zu beunruhigen zu ſein; er war der Einzige, der eine Macht in ſeiner Feder beſaß und Niemand außer ihm durfte ſich gleicher Erfolge rühmen. Dennoch verkannte er die Macht mancher andern auftauchenden publiciſtiſchen Talente keineswegs; er verachtete ſie nicht im Uebermuth, ſondern er ſuchte ſie mit ſeiner Kraft zu ſchlagen. Dies war vornehmlich hinſichtlich Görres der Fall, deſſen Polemiken in dem 1814 herausgegebenen „Rheiniſchen Merkur" dem Herrn von Gentz die ganze Gefährlichkeit dieſes trotzigen Geiſtes erklärten, und

ihn sehr wachsam darauf machten. „Es hat", schrieb er, „nach Jesaias, Dante, und manchmal Shakspeare (denn Milton ist schon zu weich), nicht leicht Jemand erhabener, furchtbarer und teuflischer geschrieben, als dieser Görres." Und in der That, Görres rechtfertigte dies Urtheil.

Görres stellte sich überall, wo ein Princip fiel, an dessen Platz, um es allein aufrecht zu erhalten und sich unter seinen Ruinen erdrücken zu lassen. Er behandelte, wie Quinet sagte, die Ideen, wie die Ritter Witwen und Waisen behandelten. Er nahm sie unter seine Protection, sobald er sie verlassen und vereinsamt sah. Er war Jacobiner, er war Priester, Demagog, Papist; er war ultramontan und Patriot, Alles in einem so hohen Grade, wie Niemand es je gewesen. Er war ein Heros, der die socialen und kosmopolitischen Leidenschaften aus seiner Seele schöpfte, wie Andere aus individuellen Neigungen. Fast kein einziger Mann hat mehr für die geistige Freiheit Deutschlands gethan, und fast keiner ist wieder von den Vertretern derselben so gehaßt worden wie Görres. Die Streitigkeiten um das constitutionelle System, die später sich erhoben, schienen für ihn nur ein Spiel zu sein, um für einen Augenblick die großen Bestimmungen Deutschlands zu unterhalten. Für ihn

handelte es sich nur darum, da er kein Luther mehr werden konnte, die Einheit der germanischen Racen zu vermitteln und sie, zusammengeballt, in die Geschichte hineinzustoßen.

Um dies zu ermöglichen, glaubte Görres das vermittelnde Prinzip in einem neuen, an der Quelle der Tradition des Menschengeschlechts geschöpften, Katholicismus zu finden; deshalb setzte er sich mit allem Bestehenden in Kampf, bekriegte die Reformation und den Liberalismus, der sie zu Ende brachte; das Glück Deutschlands lag für ihn in der Errichtung eines revolutionären Papstthums daselbst. —

Gentz fand, nach dem genußreichen, ihm in Allem geglückten Leben, auch ein recht seliges Ende. Die Tänzerin Fanny Elsler, — im Jahre 1830, wo sich Gentz in sie verliebte, neunzehn Jahr alt und im ersten Stadium ihres Ruhms, dabei schön, geistreich, liebenswürdig und zärtlich —, erheiterte die Tage des alten Staatsmannes, der während der beiden letzten Jahre seines Lebens durch sie in der That den reizendsten Genuß fand, und sich selig in diesem Glück seines Alters badete. Die Reisebilder Heinrich Heine's mit ihrer kecken Frivolität, aber auch die innig-klagenden, melodischen Poesien des „Buches der Lieder" entzückten noch den Herrn von Gentz,

und dann ſtarb er, da es einmal ſein mußte, gefaßt, zufrieden und ruhig im Jahre 1832. —

Am Vorabende der erſten vorläufigen Errungenſchaft Deſſen, wofür Fichte ſo Großes angebahnt hatte, ſchloß dieſer auf ſeiner einſamen und ſtolzen Höhe thronende Denker ſeine Augen, als ſei er ſchon mit dem ungeheuern Erfolg zufrieden geweſen, der die deutſchen Standarten im Siegeslauf bis in das Innere Frankreichs geführt. Sein ganzes Leben war ein Ringen nach Freiheit; ein deutſches Herz ſchlug voller Wärme und echtem Freiheitsgefühl in ſeiner Bruſt, und gewiſſermaßen mußte er ruhig aus ſeinem Lebenskampfe ſcheiden, da bei ſeinem Tode kein Feind mehr in den deutſchen Landen hauſte. Aber wie viel ſchwere Tage ſollten noch kommen! Wie viel Leiden, wie viel Jauchzen, wie viel Enttäuſchungen! Doch darin liegt ein großes Glück für uns Menſchen, mit einer Hoffnung zu ſterben und die Enttäuſchung von derſelben den Lebendigen zurückzulaſſen.

Der Rahel'ſche Kreis hatte in Fichte eines ſeiner glänzendſten Elemente gehabt, und damit unendlich viel Anregung erhalten, weiter auf jener ſocial-politiſchen Bahn zu wandeln, welche jener Meiſter ſo glücklich eröffnet, und die dem Ziele unſerer ſeit vierzig Jahren fabelhaft ausgebreiteten Volksaufklärung ent-

gegenführte. Das ist eben, nebst vielem Andern, das große Vermächtniß jener Zeit, daß sie in ihren aristokratischen und edlern Elementen wie ein Lieblingsbeschäftigung jene großen Fragen erledigte oder anregte, welcher die wahre Menschenwürde, deren Größe und Weite und die Freiheit des Geistes harmonisch mit dem politischen Leben im Auge hatte. Man setzte die Religion, die Wissenschaft, die Poesie und alle gesellschaftlichen Reize immer nur mit der durch die französische Revolution geltend gewordenen Volkskraft in Verbindung; man arbeitete in den Salons und in jenen Kreisen der bessern Gesellschaft die Probleme der Anerkennung der Menschenrechte durch; man löste dort die Fragen über die Rechte des Nationalelements, und — man vergesse es nicht — der Adel vorzugsweise übernahm diese edle Arbeit und machte die Resultate derselben dem Volke und der Nation zum Geschenk. Es war ein Glück, daß dieses Volk nicht unempfänglich für diese Geschenke war, daß es sich dieselben zu eigen machte, ganz zu eigen, und auch seinerseits nun zum selbständigen Forschen des Besten seiner eigenen Interessen sich aufgefodert fühlte. Es war ein sehr großes Glück, sagen wir es uns, daß dieser kräftige Keim im deutschen Volke lag und daß er zum Leben sich erschloß, als man ihn von Oben

herab befruchtete. Die Zeit möge nicht kommen, wo das Volk einſchläft und unthätig, ſchlaff und marklos, die Förderung ſeiner Intereſſen aus der Hand gibt und misachtet; es könnte ſich alsdann nicht wieder ereignen, daß ihm, wie damals, ſo generös die Hand geboten wird, ſich zu ermannen; denn heute leider ſtehen ſich Volk und Ariſtokratie feindſelig gegenüber; ſie bekämpfen einander und ſuchen Einer dem Andern ſeine Eroberungen wieder zu entreißen, als wären ſie nicht alleſammt Kinder einer einzigen Nation!

Mit einem Briefe Rahel's an Theodor Robert aus Prag vom 14. Februar 1814, der den Eindruck lebhaft ſchildert, welchen der Tod Fichte's verurſacht, ſchließen wir dieſen Abſchnitt:

„Obgleich tauſend Dinge mich umgeben, die alle mit Ungeduld mich abrufen vom Schreiben, obgleich tauſend andere ſich vordrängen, und gleich zuerſt geſchrieben ſein wollen, obgleich ich ſeit Freitag von unſerer gewonnenen Schlacht in Frankreich weiß, ſodaß ich ganz mich und alles Leids vergaß: ſo laß uns zuerſt von unſerm verehrten Lehrer und Freund ſprechen, dem ich Ehre und Leben in die Hand gegeben haben würde, ohne noch hinzuſehen; dem ich das tauſend mal in die Augen hineindachte, und nie ſagte, welches ich jetzt grimmig bereue, weil einem Menſchen

von andern edeln, denkenden, nichts Höheres werden kann, und wozu ich Elende nie den Muth hatte! Laß uns von Fichte ſprechen! —"

„Deutſchland hat ſein eines Auge zugethan; wie ein Einäugiger zittere ich nun erſt für das andere! Ich nenne Keinen; wie die Griechen die Furien umgehen, und wahre Herzensangſt es immer thut! Nun kann ja Unverſtand, Lüge, Irrthum auf dem ganzen Grund und Boden der Erde umherwuchern, und wie üppiges, ungeſteuertes Unkraut ihr alle Kräfte nehmen und ſich aneignen; Keiner rottet es mehr aus; pflanzt, befördert, macht ihm Platz, ſät ihn aus, den reinen nährenden Weizen, der Geſchlecht zu Geſchlecht verbeſſernd zu geleiten vermag! Fichte kann umfallen und faulen! Das iſt nicht Zauber? Krank wie ich war, fand ich es vorgeſtern unvermuthet in der hieſigen Zeitung „aus berliner Blättern". Ich weiß nicht, ich war beſchämter, als erſchrocken; ſo gedemüthigt! faſt beſchämt, daß ich leben geblieben, und dann wieder eine Furcht vor dem Tode empfindend. Wenn Fichte ſterben muß, dann iſt Niemand ſicher; mich dünkte immer, Leben ſchützt vor dem Tode; wer lebte mehr als der? Todt iſt aber nicht, gewiß nicht! — Fichte konnte alſo nicht erleben, daß ſich die Länder vom Krieg erholten, Zäune wieder aufgebaut würden,

dem Bauer geholfen, den Geſetzen nachgeholfen, daß die Schulen ſich wieder herſtellten und füllten, daß gewitzigte Staatsleute ihnen von den Fürſten Schutz verſchafften! daß Geſetze erfunden und ausgetheilt würden, daß die Denker frei, ohne den Augenblick zu ſchaden, ſie Volk und Regenten zur Geiſtesprüfung vorlegen dürften; dies ſelbſt ein Glück, zu aller Zukunft Glück! der Mann der dies, und alſo deutſches, was allein ſo genannt werden dürfte, nur einzig und allein beabſichtigte, misverſtanden von den meiſten Mitlebenden! Alſo auch er ſoll nicht nicht aufgehen ſehen, was er aus den dunkeln Schluchten, im Schweiße ſeines Angeſichts, in dem ganzen Aufwand ſeiner Seelenkraft hervortrieb? — Leſſing! Leſſing liegt auch; von wenigen nur nicht vergeſſen. . . . Leſſing, Fichte! und ihr Ehrlichen alle, möget ihr unſere Fortſchritte ſehen und uns mit euern ſtarken Geiſtern ſegnen!..."

V.

Inmitten des ersten Friedenstaumels, und in dem Moment, wo ganz Europa sich über sein Glück in der östreichischen Kaiserstadt amüsirte, erscholl plötzlich die Kunde von der Rückkehr Napoleon's von Elba, seiner Landung und seinem Triumphzug durch Frankreich nach dessen königlicher Residenz.

Jedermann war bestürzt vor Schreck. Der Congreß in Wien sang, tanzte und jubelte nicht mehr; seine glänzende Versammlung stand da mit langen und bleichen Gesichtern und wollte das Unglaubliche nicht glauben. Aber Tag für Tag kamen neue Nachrichten und immer drohendere; die Proclamationen Napoleon's vergewisserten die in ihren prächtigen Festen gestörten Gesandten zu Wien; der schnelle Siegeslauf des Cäsars und die mit ihm gleichlaufende Flucht des Bourbonenkönigs nach Lille und dann nach Belgien machte sie zittern.

Die Verwirrung war allgemein; die Bestürzung malte sich auf jedes Gesicht und kein Mensch wußte im Anfange sich zu rathen.

Der Wiener Congreß, so kurz er auch war und so glänzend auch seine Feste erschienen, hatte doch das sprechendste Zeugniß für die Zerrissenheit und Zerfahrenheit des deutschen Reichs an den Tag gelegt. Alle diese Fürsten, Regierungen und Völker waren nur allein durch die immense Begeisterung zusammengeschweißt worden, die aus dem Zorn über das fremde Joch und den eigenen Schimpf emporgelodert war. Kaum war mit der ersten Glut die Einnahme von Paris und die factische Befreiung von der Fremdherrschaft geschehen, so sprangen die durch gemeinsame Noth zusammengehaltenen Elemente wieder schroff voneinander ab, und zeigten deutlich das Widerstreben eines gegen das andere. Deutschland war einmal vollständig versprengt; es gab kein deutsches Reich mehr, keine deutsche Einheit und wird es auch nimmer in äußerer Form wieder geben; es kann nur eine einheitliche deutsche Intelligenz erwartet werden.

Der Zwiespalt machte sich auch bereits, noch im ersten Freudenrausche um die gesicherten Throne, zwischen Regierung und Volk bemerklich; eine übelwollende Reaction tauchte kühn empor und glaubte ein

Recht zu haben, die Versprechungen der Fürsten gegen ihre Völker zum Schaden der letztern auszubeuten. Sie negirte sogar diese Versprechen, welche das Volk nach seiner blutigen Arbeit, seinen Mühen, Opfern und Anstrengungen einzufodern begann, und unwillig sah man die vor kurzem noch so begeisterten Männer ihre lorberbekränzten Waffen auf den Boden stampfen, die Brauen runzeln und das Auge sich verdüstern. Sollte so schnell schon der Undank folgen, so im Angesicht der blutigen Arbeit? Sollte selbst das Heiligste nur ein Spiel der Politik gewesen sein?

Die Regierungen und der Congreß zu Wien erbebten deshalb bei der Nachricht von Napoleon's Einzug in Paris, und theilweise im Bewußtsein ihrer Schuld gegen die Völker. Sie zweifelten, daß noch ein mal dieser Cäsarthron zertrümmert werden könnte, daß noch ein mal der Sieg ihnen gegen den französischen Kaiser werde; denn die deutlich bemerkte Uneinigkeit im Lande und unter den Geistern ließ sie um eine thatkräftige und begeisterte Energie bangen. Sie waren sich Einer dem Andern ebenso wenig sicher, als ihrer Völker neuer Opferbereitschaft, deshalb zitterten sie und standen rathlos da, und sahen mitten unter dem Glanz der Feste das drohende Gespenst einer düstern Zukunft auftauchen.

Doch der Himmel gab ihnen noch ein mal Sieg, und damit eine neue Gelegenheit, die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihre Völker zu üben. Sie wagten noch von neuem den Kampf, um eine wahrscheinlich furchtbarere Rache der Napoleoniden von ihren Häuptern abzuwenden; die Völker traten noch ein mal unter die Waffen, und von neuem stand Deutschland kriegsgerüstet da.

Es wäre Lüge, wollte man behaupten, daß die Schilderhebung von 1815 gegen den Zurückgekehrten von Elba aus derselben Begeisterung sich gebildet wie die von 1813 gegen den Zwingherrn des Vaterlandes. Die Situation und der Charakter der Waffennahme war sehr anders geworden. Die deutsche Einheit hing lose und schlotternd unter einer äußerlichen Fahne; die Völker gingen widerstrebend und nur der Pflicht gehorchend in den Kampf, und zeigte sich zuweilen brennender Durst nach der Schlacht, so war es meist doch nur der Grimm über die ewige Unruhe und der zum Zorn gegen den geschilderten Feind aufstachelnde Wunsch, endlich Ruhe und Frieden haben zu wollen.

In der That mußte der Himmel selber mitstreiten, um bei so mislichen Umständen den Ausgang des Kampfes so überaus günstig für die Verbündeten zu

gestalten. Der Stern Napoleon's sollte jedoch erbleichen; Waterloo hieß sein Grab.

Erschöpft und froh der beendeten blutigen Arbeit wallte allmälig der Strom der Völkerwanderung in sein altes Bett zurück; die letzten Truppen der Sieger verließen das bourbonische Frankreich; der Gigant war ohnmächtig auf dem Felseneilande St.-Helena verbannt: — kein Wölkchen mehr am Horizont; blau und heiter lachte der Himmel herab und nur in den Residenzen donnerten die Kanonen den berühmten vierzigjährigen Frieden ein.

Der Congreß in Wien feierte wieder den glorreichen Sieg und arbeitete.

Die Regierungen priesen Gott für den endlichen Frieden und regierten.

Die Völker .... der Landmann stellte seine Muskete fort und nahm den Pflug, um die mit Blut und Leichen gedüngte Erde wieder durch Gottes Hülfe zu befruchten; der Bürger trauerte um seinen gefallenen Sohn; der Sohn um seinen erschossenen Vater; die Waisen um ihre gebliebenen Ernährer; der Gatte kam zurück, Arm zerschossen, Bein von Holz; die Braut umarmte den Geliebten als Krüppel: und Jeder suchte sich sein bischen Brot. Man erzählte von den Schlachten, den Abenteuern, den Siegen; man

ſaß im trauten Kreiſe am warmen Ofen, von Wunden zerfetzt, oder vom Schickſal bewahrt, und plauderte von dem herrlichen Paris, von dem Wein in der Champagne, den hübſchen Picarden, den niedlichen Griſetten. Dazwiſchen ſchlug wol auch ſo ein alter, verwetterter Krieger auf den eichenen Tiſch und ſprach von dem Kaiſer, von ſeinen alten Grenadieren mit den großen Bärenmützen; vom alten Feldmarſchall Vorwärts und dem Eiſernen Herzog, was die Alle für tüchtige Kerls geweſen! Ein Anderer las wol auch die alten Proclamationen von Anno 13 vor, und belehrte die Uebrigen, was denn Freiheit, Conſtitution u. ſ. w. eigentlich ſei, und Alle ſahen ſich ganz erſtaunt und bedeutſam an. Einem Vierten, dem platzte gar die Galle, und er rief erregt aus, daß er gern ein guter Patriot ſein würde, wenn nur Alles ſo wäre, wie man verſprochen hätte; wenn alle Deutſchen nur eine Fahne hätten, Alle nur Eichenlaub, und edle Könige, hohe Bildung und Freiheit, ach, nur ſoviel, daß Alle ſie gleich haben!

Es war und blieb der ſchönſte Friede.

Das äußere und innere Leben der Deutſchen war ſo gründlich durch die letzten zwanzig Jahre vor Waterloo zerfahren und gebrochen worden, daß wir noch heute daran, und vielleicht mehr denn je, laboriren.

Das große Resultat der Befreiungskriege, die keineswegs Freiheitskämpfe waren, war eine vom fremden, aber zur Einheit knebelnden Joche befreite Nation, die von nun an ihre Größe darin zeigte, sich durch Parteien und Ränke selbst zu zerfleischen.

Rahel, welche mit ihrem nunmehrigen Gemahl Varnhagen dem Congreß zu Wien mit beigewohnt, und nach dem zweiten Frieden endlich, obgleich noch oft durch einzelne Ausflüge gestört, ihren Salon in Berlin wieder eröffnet hatte, sah diesen natürlich sogleich durch den weiten Kreis alter Freunde wieder belebt. Freilich waren Viele aus diesem Cirkel durch den Tod geschieden; Andere durch die Berufsgeschäfte und die sich nun vornehmlich geltend machenden diplomatischen Affairen von demselben entfernt worden. Aber die großen Ereignisse hatten auch neue Geister geschaffen, die sich gern nach einem schon durch bewährte Namen berühmt gewordenen Salon sehnten; als Sprößlinge der alten Zeit traten viele junge Talente in ihn ein, und eine unendliche Mannichfaltigkeit jeder Art konnte nicht fehlen, wo Rahel sowol, wie Varnhagen durch die verschiedenen Reisen und Erlebnisse zahreiche Intimitäten mit einer Menge hier oder dort zerstreuter Celebritäten geschlossen hatten.

Freilich hatte ſich die Zeit durch eine gewaltſame Erſchütterung bedeutend umgewandelt. Die Ringkämpfe auf geiſtigem Gebiet waren ſelten; die Geiſter, die ſie ſonſt unternommen oder angeregt hatten, waren von dieſer Welt abgerufen; Andere hatten mit vorgerücktem Alter der jugendlichen Lieblingsneigung entſagt, und ſich behaglich in ihren Amtsſtellungen niedergelaſſen. Die meiſten aus der alten Zeit zehrten von den Eroberungen auf intelligentem Gebiet, denen ſie ſelbſt beigewohnt, und hielten dergleichen Fortſetzungen bei der jetzigen Lage der Dinge nicht für erſprießlich; die politiſchen Convertiten mehrten ſich und das öffentliche Leben nahm eine mehr äußere, behutſame, diplomatiſche Form an, um nur noch im engen Kreiſe Vertrauter mit aller Kraft forzublühen.

Berlin, dieſe Wartburg des deutſchen Geiſtes im erſten Jahrzehnd dieſes Jahrhunderts, ſank nun auch unmerklich, und wurde, trotz mancher neuen Anſtrengungen, nach und nach nur eine Hauptſtadt dritten Ranges in intellectueller Beziehung. Die Wiſſenſchaft war mit Fichte um ihre Glanzpunkte gekommen und verlor allmälig ihre dominirende Gewalt, deren letzte Stöße mit Hegel aufhörten; die Poeſie ſchien plötzlich eingefroren zu ſein und zog, eine Tochter warmer Zonen, in den Schwabenwinkel Deutſchlands; die

Muſik flüchtete vor dem immer ſtärkern Gähren der politiſchen Verhältniſſe aus der norddeutſchen Metropole und ſelbſt die Kunſt fühlte nicht wie ſonſt ſich einheimiſch in Berlin, von jetzt nur eine Cité der Militärparaden, der nachſpürenden Polizei und einer Art politiſchen Spionage.

Danach richtete ſich auch das berliner öffentliche Leben und Denken; man pochte gar gewaltig auf die frühere Glanzperiode und ſah es noch lange nicht ein, daß dieſe bereits ihren ſchönſten Flor verloren hatte. Der natürliche Geſchmack der Bildung wurde durch die Imagination einer nicht mehr univerſalen Größe geſchraubt und gekünſtelt, der an und für ſich hochfahrende und für ſich eingenommene Berliner gewann einen Dedain für die übrigen Städte, in welche ſich mancher Zweig der Intelligenz zu neuem Blühen erkräftigte; er fühlte ſich noch der große Bewohner der großen Intelligenz- und Kunſtſtadt, als dieſe bereits das Anrecht ſolcher Auszeichnung nicht mehr beanſpruchen durfte, und dieſe Erhabenheit ſeines Ich, dies Vornehmthun mit ſeiner Stadt hat ſich zum größten Theil noch bis auf die heutige Zeit erhalten; der Berliner glaubt immer noch ein ſtolzes Spree-Athen zu bewohnen, weil es ein ſolches vor fünfzig Jahren in der That geweſen war.

So war auch das Theater und die Bühne bereits im Abnehmen begriffen, als die Berliner noch glaubten, die erſte Stadt in dieſer Hinſicht zu bewohnen. Man putzte und ſchnäbelte ſich mit ſeinem Kunſtgefühl und beleuchtete gar zu ſehr das Bewußtſein darüber, mit Kerzen aus allen Fabriken. Jemehr die Kunſt in Verfall gerieth, um ſo anmaßender brüſtete ſich der Berliner mit ſeiner Verſtändniß darüber und glaubt noch heute, daß die ſchönſte Muſik bei ihm gemacht werde, und das Urtheil von ihm über dramatiſche Werke maßgebend für ganz Deutſchland ſei; während im Grunde der heutige Geſchmack in Berlin einer der blaſirteſten und unheilvollſten für die geſammte Kunſt iſt, der nur im ganzen weiten deutſchen Reich zu finden.

Die Verkehrtheit und ſchiefe Bildung des berliner Geſchmacks zeigte ſich ſehr deutlich in der Vergötterung Iffland's und Kotzebue's, die vornehmlich in Berlin ihren Cultus fand, und für welche noch heute ganz dem misgebildeten Geſchmack jener Stadt entſprechend, enragirte ſogenannte Kunſtverſtändige eine und auch wol ein Dutzend Lanzen brechen. In jener Zeit, wo Iffland dirigirte und Kotzebue ſeine 200 Stücke ſchrieb, ließ ſich am Ende eine Hochachtung vor dieſen beiden Dramatikern entſchuldigen, denn ſie

hatten auch ihre Tugenden. Unbefangene mußten jedoch sehen, wie weit entfernt Beider Einfluß auf die Bühne von deren Nationalitäts- und Kunstgröße sei, insofern nämlich das große Verdienst einer Bühne darin besteht, ein Tempel der wahren Kunst und des Nationalsinnes zu werden.

Iffland war deshalb groß, weil er der Einzige neben Schröder war, der eine Bühne mit Geschick zu leiten vermochte. Von mehr praktischem als künstlerischem Geiste beseelt, stand ihm das Glück zur Seite, daß ausgezeichnete Künstler und Künstlerinnen damals die Schauspielkunst zu einer bedeutenden und nicht wieder erlangten Höhe brachten, und auf seine Direction demnach unmittelbar dieser Glanz zurückstrahlte. Er selbst, tüchtig als Dirigent einer Bühne, richtete aber, trotz aller Verehrung, die ihm nachfolgen mag, für die dramatische Poesie und darstellende Kunst das größte deutsche Nationalunglück an, da Niemand seinem Einflusse kräftig entgegentreten konnte. Es ist wahr, daß die berliner Bühne unter ihm ihre Höhe erreicht hat; aber dieser Ruhm gilt nur dem Verwaltungsdirector, dem Regisseur, der zugleich die tüchtigsten Talente für seine Bühne gewann; nicht aber dem Theaterdichter, noch Schauspieler Iffland, der mehr durch seine schlechten Eigenschaften, als durch seine guten

herrſchte und durch den Einfluß, den er hatte, durch die Schüler, die er erzog, die neben ihm noch blühende echte Kunſt ſpäter in eine ganz falſche und unrühmliche verwandelte. Iffland iſt unſtreitig der Vater des Birch-Pfeifferthums, des großen Kaſſenerfolgs, aber auch der großen Miſère der dramatiſchen Poeſie.

Der Erfolg und Effect war Iffland's Kunſt. Fragen wir uns, was für eine Poeſie in ſeinen Stücken liegt, ſo finden wir die krankhafteſte und ſeichteſte, die ſich nur denken läßt, ſelbſt in ſeinem beſten Stück „Die Jäger". Die Iffland'ſche Poeſie iſt thränendrüſig, ſkrophulös, voller Geſchwüre und Eiterung, lauter Lowood'ſche Waiſen-Poeſie; ein Abklatſch von des Lebens Proſa, eine Kunſt ohne Ideal, mit einer ſüßlichen, faden Moral, wie ſie Frau von Genlis Mode machte: — iſt das Poeſie, das hausbackene Leben, welches wir alle Tage zum Ueberdruß ſehen, ohne jede ideale Verſchönerung auf die Bühne zu bringen? Oder iſt das die Beſtimmung der dramatiſchen Poeſie, durch ſentimentale oder idylliſche Familiendramen eine auf Nationalität begierige Nation zu veredeln? Die Iffland'ſchen Drüſenſtücke haben, nicht minder die Kotzebue'ſchen, das Nationalgefühl erſtickt, verzuckert und verſchleimt; ſie ſind deshalb durchaus ſchlecht, um ſo mehr, als ſie auf den Erfolg

ſpeculirten und einen weittragenden Einfluß auf die Zuſchneider von Theaterſtücken übten, die — und darauf iſt der berliner Geſchmack ſtolz — unſere Bühne mehr denn die guten Dichter beherrſchen.

Die Iffland'ſche Schule zog auch die Schauſpieler von der echten Kunſt ab und gab ihnen mehr für den Moment wirkſame Kunſtſtücke an die Hand als wirklich künſtleriſche Hoheit, die wir heute noch meiſt bei unſern gefeiertſten Darſtellern vermiſſen. Er misgeſtaltete die Talente durch ſeine kleinen Effectliebhabereien, die keine Bethmann, keine Sophie Schröder, kein Fleck, kein Eßlair und ſpäter Devrient nebſt ſeiner Gattin anwandten, und die deshalb immer theatraliſche Größen bleiben werden. Iffland war ein Pedant als Schauſpieler, wenn auch künſtleriſcher Regiſſeur; er drehte die Hände ein wie allemal, fingerirte zum Effect, pauſirte mitten im Satz, um zu ſpannen und Knalleffect zu machen, und das hat nach ihm Rebenſtein und noch mancher Andere ſo fortgeſetzt, daß eine heute blühende Generation von Schauſpielern dieſes Uebel mehr denn eine ihnen unaufgeſchloſſene hohe Kunſt der Wahrheit lieben. „Verſtockt war Iffland", ſagt Rahel richtig, „in ſeinem Directionsglück, unter dem Götzendienſt, geworden, und nun ruhe er ſelig!"

Die Kotzebue'schen Stücke, von denen einzelne sehr gut die Gesellschaft perfifflirten, glichen den Iffland'schen vollkommen hinsichtlich ihrer ewigen, abgelebten, süßlichen, nüchternen Moral; sie haben alle eine Verführte oder unglücklich Gemachte, einen moralloſen, kecken und lüsternen Vater. Auch hat die Nachwelt lange schon den Werth dieser unerquicklichen Poesie und ihren Dichter verurtheilt.

Kehren wir nun zu Rahel's Salon zurück, der, stets dem wirklich Schönen zugewandt und selber eine Stätte der Kunst, diesen unseligen Geschmack von sich verbannt hielt; wie denn auch Rahel ihren Widerwillen gegen Iffland und Kotzebue und ihre ganze Macht sehr oft in ihren Briefen an den Tag legt.

Belebte sich denn der Rahel'sche Salon mit den größern Künstlern, die in den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen Berlin für Momente wieder hohe künstlerische Reize verliehen, so war er auch durch den Gemahl der immer geistig thätigen Frau mit neuen Zierden bereichert worden. Zu den großen Bekanntschaften Rahels kamen nun noch die ihres Gemahls, Varnhagen von Ense, hinzu, der nach reichen Erlebnissen, im Jahre 1814 seinen langgewährten Wunsch einer dauernden Vereinigung mit Rahel endlich erfüllt sah.

Varnhagen war ſchon mitten in den Kriegsereigniſſen dazu verwandt worden, als Publiciſt zu wirken, namentlich durch die „Geſchichte der Hamburger Ereigniſſe“ (1813) und die „Geſchichte der Kriegszüge Tettenborn's“ (1814). Ein glühender Feind der ſein Vaterland unterjochenden Franzoſen und Napoleon's, beſaß er zugleich ein ausgezeichnetes literariſches wie diplomatiſches Talent. Herr von Metternich ließ ſich einen ſolchen Geiſt nicht entgehen; er empfahl ihn ſchon 1812 der preußiſchen Regierung zur Anſtellung, die ſich jedoch erſt ſpäter durch ſeine Berufung in den preußiſchen diplomatiſchen Dienſt ausführbar zeigte. Bis zum Congreß von Wien folgte nun Varnhagen als Adjutant Tettenborn's allen Kriegszügen dieſes ebenſo tapfern als liebenswürdigen Generals, der, innig ſeinem Adjutanten zugethan, denſelben mit ſeinem großen Kreiſe von Bekanntſchaften und Freunden in die folgenreichſte Verbindung ſetzte. Man darf gar nicht hierbei vergeſſen, daß die militäriſchen Salons den Feldzügen der Verbündeten einen ebenſo eigenthümlichen wie hohen Reiz verliehen.

Im Jahre 1814 folgte Varnhagen dem Staatskanzler von Hardenberg zum Congreß nach Wien, wo er vornehmlich mit der ſehr delicaten und verwickelten ſächſiſchen Angelegenheit betraut wurde. Ver-

eint mit ſeiner neuen Gemahlin, die ihm nach Wien folgte, nahmen Beide rühmig Theil an den großen Feſten, die ſich nun mit ungeheurer Pracht und in Aufeinanderfolge entfalteten. Der Jünger Metternich's ging alsdann ſpäter als Miniſterreſident nach Karlsruhe, wo ſich, ebenſo wie in Baden-Baden, die letzten Vereinigungspunkte der bisher ſtets thätig geweſenen europäiſchen Diplomaten bildeten, die, belebt von zahlreichen Fremden und den auf ihren Lorbern ruhenden Militärs, zu den intereſſanteſten und liebenswürdigſten Bekanntſchaften verhalfen.

Varnhagen's liberale Anſichten theilten ſich vielfach dem ganzen diplomatiſchen Ton der deutſchen Cabinete mit, wurden aber auch der Grund, weshalb Rahel's Gemahl in Conflict mit ſeiner Stellung gerieth und ſeit 1819 ein freies, nur allem Schönen und Künſtleriſchen gewidmetes Leben dem eines gebundenen Dienſtverhältniſſes vorzog. Jetzt entfalteten ſich die literariſchen Talente Varnhagens' reicher und rückſichtsloſer; ſeine „Deutſchen Erzählungen" (1815), und beſonders ſeine „Biographiſchen Denkmale" (1824—30) erhoben ihn zu einer literariſchen Größe, die ſich durch die „Denkwürdigkeiten" (1837—42) und die meiſterhaften Biographien der Königin Louiſe, vieler Feldmarſchälle und Generale, des Kriegsraths

Hans von Held, der das von uns mitgetheilte Gedicht auf Moreau verfaßt, und durch andere Schriften ein dauerndes Postament erschuf.

Während von nun an, wenn wir so sagen können, Rahel's und Varnhagen's Salons zusammenschmolzen, machte er sich vornehmlich zum Mittelpunkt der neuen Romantischen Schule und aller geistigen Anregungen, die besonders mit Hegel einen neuen Aufschwung nahmen, und zur Pflegestätte der mit frischen und herrlichen Kräften neuaufblühenden Literatur Frankreichs.

Herr von Oelsner besonders machte eine Art Vermittlerrolle zwischen deutscher und französischer Literatur; eingeweiht in alle deutschen Verhältnisse, wohnte er meist in Paris und hatte daselbst durch seine Liebenswürdigkeit, sein ritterliches Benehmen, seinen scharfen, oft witzigen, oft weltweisen Geist, der das Leben und die Politik klar zu sondiren vermochte, einen kleinen Kreis auserwählter Geister versammelt, von deren Wirken und Denken er in seinen, vom Jahre 1817 an beginnenden, Briefen an Rahel die interessantesten Mittheilungen macht. Der im Jahre 1828 erfolgte Tod Oelsner's konnte allein jenen geistigen Verkehr und das freundschaftliche Verhältniß mit Rahel und ihrem Gemahl unterbrechen.

Außer dem Dr. Koreff, dem Fürſten Pückler-Muskau und ſeiner Gemahlin, iſt der Graf Aſtolph von Cuſtine eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten, mit denen Rahel in jener Zeit neue Verbindungen von Dauer anknüpfte.

Cuſtine, einer der gebildeſten und geiſtreichſten Männer, und ſehr vertraut mit deutſcher Literatur, lernte Rahel im Jahre 1816 kennen. Der ununterbrochene Briefwechſel, den er mit ihr unterhielt, bewirkte auch eine fortwährende Verbindung Beider, wie weit auch Cuſtine durch ſeine vielfachen Reiſen entfernt ſein mochte. Dieſe Reiſememoiren des Marquis gründen ihm eine dauernde Stellung in der franzöſiſchen Literatur; denn, wenn auch mit etwas cavalierer Manier und einem nun Mode werdenden Byron'ſchen Weltſchmerz geſchrieben, ſind ſie doch ſo reich an Erlebniſſen, Beobachtungen und feinen Pointen wie wenig andere. Aus Italien und der Schweiz hat Cuſtine die hochpoetiſchſten Schilderungen geliefert; aus England und Rußland ſehr ſcharfſichtige und Vielen ſehr unangenehme Beobachtungen, welche wol mannichfache Angriffe erlitten, aber nicht das verſtändige und ruhige Urtheil über manche Misbräuche in jenen Ländern umzuwerfen vermochten. Cuſtine war eigentlich ein Realiſt; die jetzige Schule der Realiſten muß

in ihm einen sehr talentvollen Vorarbeiter anerkennen; in seinen Roman „Le monde comme il est“ (1835) hat er den Salon der feinen Welt mit so vielen Bosheiten und Sittenlosigkeiten gemalt, wie er allerdings in der heuchlerischen Restaurationszeit und unter Karl X. gewesen sein mag, und wie ihn der Baron von Sternberg sogar noch später entdeckte. Auch eine Tragödie „Beatrix Cenci“ schrieb Custine (1833); sie hatte das Glück, auf dem Theater der Porte St.-Martin aufgeführt zu werden und erntete sehr schmeichelhaften Beifall; aber der Marquis mußte wahrscheinlich nicht genug Honneurs gegen die in unserer Zeit oft bis zur Manie arroganten Schauspieler gemacht haben, so daß durch ihre Intriguen und Cabalen die Wiederholung des Stück unterblieb. Als eine schöne Arbeit der Dankbarkeit für Rahel, ist noch ein später besonders abgedruckter Aufsatz „Madame Varnhagen“ zu bezeichnen, den Custine kurz nach dem Tode derselben in der Revue de Paris veröffentlichte.

Bei der Vervollständigung des Gemäldes von Rahel und ihrer Zeit wird man unmerklich mit der Restauration nach dem Gebiet der französischen Literatur hinübergeführt. Der heilige Friede in Deutschland war so groß, daß er sich selbst der Geister sowie der intelligentesten Sphäre bemächtigte, und nur in

den langhaarigen, weißkragigen und deutschthümelnden Turnern unter Aegide des Vater Jahn, „des Alten im Barte", einige Rebellen fand. Während aber die deutsche Literatur, nach der herrlichen Pracht ihres Blütenschmuckes, allmälig abwelkte und der fatalen Bestimmung, selbst des Höchstmenschlichen gemäß, die Kraft ihrer Jugend verlor, war in Frankreich eine reiche, neue Saat aufgegangen, die bei dem sanften Zephyr des Friedens, immer neue und immer prächtigere Blumen zur Blüte brachte. Die deutsche Literatur, d. h. die Idee, der Geist, die Volkskraft, grünte und blühte in der beweglichen und kriegerischen Zeit, unter dem Klang der Schilde und dem Rasseln der Waffen, unter dem Pelotonfeuer und dem grollenden Donner der Kanonen; als es Friede war, da fing sie an zu welken. Die französische Literatur vegetirte wie eine duft- und kraftlose Blume der Steppe, als die geharnischte Gallia die glänzendsten Siege verzeichnete, und sie trieb schwellende Knospen und Blüten, als der Pulverdampf verraucht und das Metall der Kanonen wieder erkaltet war. Zeugt dies davon, daß der deutsche Geist kräftiger ist und, wie hohe Tannen, nur im Reich der Stürme erstarken kann? —

Genug, es ist nicht zu verkennen, daß die französische Literatur mit dem Beginn der Restauration jenen

immenſen Aufſchwung nahm, der ſie bald zu einer europäiſchen machte, und der zu folgen damals eine Nothwendigkeit reger Geiſter war und noch heute für uns eine Pflicht iſt; denn, was man auch ſagen möge, ſeit vierzig Jahren hat die franzöſiſche Literatur in ihrem Schooße unendlich Werthvolles für die geſammte Menſchheit erzeugt, jedes höchſte Streben verarbeitet, jeden Gedanken mit einer Weltanſchauung in Verbindung geſetzt und mit immenſer Fruchtbarkeit die Keime deutſcher Speculation und Wiſſenſchaft zur Entfaltung praktiſcher und volksthümlicher Productionen entgegengetragen. Nichts natürlicher demnach, als daß auch Rahel mit dem ganzen Eifer eines regſamen Geiſtes jenen Aufſchwung der franzöſiſchen Literatur erkannte und von nun demſelben mit dem wärmſten Intereſſe folgte.

Der 1817 erfolgte Tod der Frau von Staël gibt zugleich einen Anknüpfungspunkt, um dieſen genialen Geiſt in die Gruppe der Bildniſſe aus Rahel's Umgang mit aufzunehmen, und läßt außerdem einen für die franzöſiſche Literatur ſehr nothwendigen Ueberblick der Salons anreihen, die, in Parallele mit dem Rahel'ſchen Vereinigungspunkt, die intereſſanteſten Unterſchiede des ſocialen Lebens dieſſeits und jenſeits des Rheins vielfach erkenntlich machen.

Rahel entzog ſich keineswegs der Bewunderung, die Frau von Staël als ausgezeichneter weiblicher Geiſt überall genoß; ſie liebte ſie perſönlich ſehr und unſtreitig hegte ſie die höchſte Verehrung für die Elaſticität ihrer geiſtigen Fähigkeiten; aber mit der Schärfe ihres Blickes erkannte ſie auch ſehr wohl das Ueberſchreiten der weiblichen Sphäre, welches ſich bei Frau von Staël ſehr häufig mit einer bei ſochen Frauencharakteren eigenen Eitelkeit zeigte. Rahel, ſelbſt eine geiſtige Größe, gewichtig an Urtheil und immer ihres Geſchlechts bewußt, welches ſie niemals in der Discuſſion der höchſten geiſtigen Dinge verläugnete, mußte einigermaßen in der von politiſcher und tendenziöſer Leidenſchaft agitirten Frau von Staël alle die Fehler entdecken, welche ihre Bewunderer freilich ſehr leicht mit ihren Tugenden und glänzenden Eigenſchaften zu verdecken vermochten. Die Anerkennung ihrer Größe und die innige Zuneigung für ſie, als eine der ſeelenvollſten und herzensbeſten Frauen, konnte Rahel's Urtheil nicht ſo beſtechen, um nicht auch durch das Markiren ihrer Unvollkommenheiten ihre eigene Unabhängigkeit zu wahren. Es iſt gewiß ſehr gerecht geurtheilt, wenn ſie der berühmten Frau die Gründlichkeit des Geiſtes und der Penetration abſprach, die ſie meiſt immer durch jenen, nicht minder ſeltenen

Geiſt erſetzte, der in Abweſenheit des gediegenen Wiſſens trotzdem ſo zu flimmern vermochte. „Es ſind", ſagte ſie nach ihrem Tode, „viel zu wichtige Themas an dieſen Geiſt herangeſchwommen, auf der Fahrt ihres Lebens, die er von ſelbſt ſich im großen Ocean nicht erſehen hätte, aber nach Geiſtesart ſich doch aneignete zum Verarbeiten: denn ſelbſt Eitelkeit iſt ein ſehr geiſtiges Erzeugniß. ..... Ich liebte Madame Staël perſönlich mehr als es die Menge thut; die, herzdumm und urtheilfaul, die ihrem Weſen widerſprechendſten Dinge willig glaubte und nacherzählte; in ihren Werken fand ich aber immer Charakter-Disparates; keine Miſchung, die das Geniale herausbrächte; nicht weich beim Feuer, nicht ſtill beim Urtheil und Denken; oft brennend, nicht warm; weit von künſtleriſcher, ſpontaner Auffaſſung, in Allem, wo ſie vergleicht: kurz, ein Misverhältniß in den Gaben: und hauptſächlich nicht das Gefühl, und das heimliche Urtheil ihrer ſelbſt: letzterer Schlußſtein der Künſtlernatur."

Die Bewunderung, welche Frau von Staël durch ihre Romane „Delphine" und beſonders den hochpoetiſchen „Corinne" ſich erworben, konnte immer nur eine getheilte ſein, ſobald ſie ſich auf ein geiſtiges Gebiet wagte, auf dem Neues und Bleibendes

zu ſchaffen unſtreitig nur dem männlichen Geiſte gebührt und gegeben iſt. Die Gebiete der Politik, der Kritik und Kunſt zu renoviren, war allerdings der Frau von Staël durch ihren Haß gegen Napoleon und ihre Schriften, unter denen hauptſächlich ihr Buch über Deutſchland mitzurechnen iſt, mit mehr Anſtand und Tact gelungen als allen andern ihrer eifrigen Nachfolgerinnen in dieſer Hinſicht; aber der erreichte Erfolg, der ſie belohnte, verdunkelt nicht die Unvollkommenheiten und kleinen Schwächen, die ſie darin documentirte. Rahel entgingen weder dieſe Unvollkommenheiten eines gründlichen Wiſſens, noch die, freilich nur durch die Umſtände herbeigeführten Uebertretungen der weiblichen Delicateſſe; ſie fand keine Ruhe in der Frau, wie ſie ſich ausdrückte, und ſie war nach ihrer Meinung nie reif geworden, d. h. künſtleriſch und politiſch ſo vollendet, wie ihre großartigen Wirkungen ſie wol beurtheilen ließen. Ihr Verſtand und ihre Geiſtesgaben waren außerordentlich, aber ſie war keine horchende Seele, nie war ſie innig; nie als ob ſie allein nachdächte, immer als ob ſie es ſchon Vielen geſagt; und das war ohne Zweifel die Schuld der frühen Geſellſchaften, die ſie im Hauſe ihres Vaters ſah, und welche, wenn auch eine Verſchrobenheit durch ihre glänzenden Geiſtesgaben verhindernd, doch

Manches zwiſchen ein harmoniſches Verhältniß der Seele und der Geiſtesthätigkeit hineinzwängten, ein Fehler, den Rahel keineswegs beſaß, bei welcher Geiſt und Gemüth einen vollkommen ſichern Schwerpunkt erlangt hatten.

Frau von Staël ſpeculirte faſt immer bei ihren politiſchen Werken auf den Beifall, und dies hat auch manchem ihrer Werke heute das größte Intereſſe geraubt. Dieſe Speculation und der Zwieſpalt zwiſchen ihrem Verſtand und Gefühle macht ſich ſogar in dem Stil bemerkbar, eine Beſtätigung der Buffon'ſchen Erfahrung: Le style c'est l'homme. Rahel hat in einem Briefe vom Jahre 1818 ſich ſehr richtig darüber ausgedrückt: „Sehr ſchlecht ſcheibt die Staël", ſagt ſie darin, „oft gar nicht wie eine Franzöſin; ich meine nicht die Stellen, wo ſie neue Wendungen gebraucht oder neue Worte; aber es klingt nie, ihr Ohr lockt die Worte nicht, ſie ſtellen ſich ihr nicht willig, wie bei den guten Schriftſtellern, wie jedes gern dem Meiſter ſich fügt. ... Alles iſt à rebours bei ihr, als ſtriche man Halme aufwärts, keine Süßigkeit: mich dünkt, ich ſehe die Worte in Aufruhr um ſie her wie fliegende Geiſter, wenn ſie vor reinen Bogen am Schreibtiſche ſitzt; nie wird es Muſik; und auch kein Thema hält ihr ſtill; ſie ſchwingt ſich hinauf und es

eht mit ihr durch, auf andere los, ſie ſpringt auf ieſe, und ſo geht es weiter; und auf Schönes auch ur wie von ungefähr los! ... Sie kann kein Buch ezwingen: es geht immer mit ihr durch, und was e ſchreibt, iſt kein Geſang. Schade, eben wegen der ielen Gaben! denen Eine fehlt, die ſie harmoniſch achte. Ein ſtille, unſchuldige Seelenſphäre."

Der Salon der Frau von Staël glänzte wie ein ebenbuhler neben dem der Rahel, und dennoch be- and er aus vielfach andern Elementen als dieſer.)er Rahel'ſche Salon war ein Rendezvous der Schön- eiſter; ich möchte ſagen, daß Politik, Diplomatie, unſt und die ernſteſte Wiſſenſchaft, wie die Theo-)gie und Philoſophie, dort belletriſtiſch wurden; dieſen on hat er immer bewahrt; man pflegte Alles in ihm,)as nur irgenwie dem Geiſte Nahrung und Ausdeh- ung zu geben geeignet war; kein Gebiet der Kunſt nd Intelligenz war von ihm verbannt; aber auch benſo wenig nahm er jemals einen Coterie-, einen Partei- oder leidenſchaftlichen Charakter an. Man ierte in ihm die Hoheit des Geiſtes und der Poeſie ugleich und durch ihn lernte man in Deutſchland viel- ach den Geiſt der Frauen achten und verehren. Die- en Charakter trug der Salon der Frau von Staël nicht.

Der franzöſiſche Salon, älter wie der deutſche,

hat immerdar vornehmlich der Politik gedient und d
mit auch den Frauen eine größere Wirkſamkeit a
dieſem Gebiete eingeräumt als irgendwo. Die E
londamen Frankreichs haben immer ein Mittel zu
Zweck mit dem Glanz ihrer Zirkel verbunden, u
unter den Blumen der Poeſie und dem Witzfeuerw
der Calembourgs und Bonmots ſpann man in ihr
immer die Fäden der Politik zum Knäuel, oder m
entwirrte dieſen wol auch. So weit war man
Deutſchland noch nicht. Der Rahel'ſche Salon,
der erſte unter der glänzenden Leitung eines Frau
geiſtes, diente vor Allem nur, der Schönheit des G
ſtes und des Herzens von Seiten der beſten Gei
einen keuſchen Cultus zu weihen.

Frau von Staël's Salon verleugnete demnach
Charakter der franzöſiſchen Salons ebenſo wenig:
Politik dominirte in ihm, ja, ſie wurde ſogar
einziger Zweck. Die Tochter Necker's hatte überd
in den Salons ihres Vaters bereits die Honne
gemacht und verſtand es, ſelbſt unter den ſchwier
ſten Zeiten ihren Salon aufrecht zu erhalten.
Zeit, als der Miniſter Narbonne regierte und die
gislative Verſammlung die letzten Angelegenheiten
Königreichs ordnete, verſuchte die damals noch jun
Demoiſelle Necker bereits in ihrem Salon eine gew

Einwirkung auf dieſe Verſammlung zu üben, von dem Rechte vollen Gebrauch machend, welches den geiſtreichen Frauen, oft auch den blos ſchönen, eine gewiſſe Macht in der Geſellſchaft ihrer Zeit und ſelbſt auf den Staat mit galanter Art und Weiſe zugeſteht.

Dieſer erſte Salon der Frau von Staël ſchloß ſich, als das Königsthum und der Thron in Frankreich zuſammenbrachen und die Guillotine allein ihre Herrſchaft übte. Mit ihm zugleich auch der ihrer Nebenbuhlerin, der ſchönen Madame Roland, welche ſich einer bedeutenden Macht auf die Bourgeoiſie rühmen durfte, und welche ſogar eine Parteiorganiſation derſelben ins Werk ſetzte. Das Schaffot leerte auch ihren Salon.

Napoleon war kein Freund der geiſtreichen Frauen; er haßte ſie, weil ſie ihm die verfänglichſten Ideologen dünkten; und er haßte Frau von Staël um ſo mehr, als man in ihrem Salon offen die Feindſchaft gegen den neuen Dictator an den Tag legte. Er war ein Mann der Kanonen und des Degens, der ſich nicht gegen die Nadelſtiche der Witzworte zu vertheidigen verſtand und ſie überdies für ſehr gefährlich hielt. Als eines Tages Frau von Staël ihn fragte, welche Frau, ſei ſie todt oder lebend, in ſeinen Augen die erſte der Welt ſei, legte Napoleon ſeinen ganzen

Widerwillen gegen die geiſtreichen Damen an den Tag, indem er lächelnd antwortete: „Celle qui a fait le plus d'enfants.“

Frau von Staël biß ſich auf die Lippen, und ſie rächte ſich ſpäter durch das bekannte, aber wenig ſchöne Wort: „Napoléon, c'est Robespierre à cheval.“

Der Kaiſer verbannte ſeine geiſtreiche Feindin darauf nach ihrem Landſitze Coppet, wo ſie Hof hielt und ihren Salon zum Sammelplatz aller Feinde Napoleon's machte.

Trotz Napoleon und der Schlachten ſtarb indeſſen der Salon auch nicht unter dem Kaiſerreich aus; aber dem Witz war der Hals gebrochen; der Geiſt war in die Schnurrbärte und Uniformen, in die Stolpenſtiefel und Sporen gekrochen. Die Schönheit der Frauen blieb ihr einziges Recht; das Geſpräch über Schlachten, Generale, Bulletins und Armeen ihre einzige Unterhaltung. Erſt durch die liebenswürdige und poetiſche Königin Hortenſe gewann der franzöſiſche Salon wieder ſeine Eleganz und Bildung.

Noch einmal ſtrahlte der Staël'ſche Salon in ſeinem vollen Glanze, als während des Aufenthals der Verbündeten zu Paris, der Zar Alexander ſelbſt die Räume in der Rue du Bac beehrte. Alle Parteien, mit Ausnahme der der Jacobiner, fanden dort Einlaß

und gaben ſich dort Rendezvous, bis der Tod der genialen Frau ihn ſchloß.

Ganz entgegengeſetzt dem Charakter des Rahel'ſchen Salons, der während ſeines vierzigjährigen Beſtehens ſozuſagen nie die Farbe veränderte, gleich friſch, gleich geiſtreich und anregend blieb, diente der franzöſiſche Salon immer der politiſchen Intrigue und richtete ſich je nach der Zeit und dem beſtehenden Régime. Selbſt unter der Reſtauration, nachdem Lamartine's Geſänge alle Frauen poetiſch, ſchwärmeriſch und literariſch gemacht hatten, und die pariſer Salons der Sophie Gay und der jungen, liebenswürdigen Madame de Saint-Aulaire den geiſtreichen Ton wieder einführten und faſt denſelben Charakter, wie der Rahel'ſche Salon in der Mauerſtraße zu Berlin, aufzeigten, behauptete die Politik ihr altes Recht darin, und unter der Aegide der ſchönen, geiſtvollen und Alles bezaubernden Fürſtin Bagration, webte man bei Poeſien und Bonmots die Fäden politiſcher Netze.

Dies fortwährende Dominiren der Politik in den Cirkeln franzöſiſcher Damen entſpringt aus den ſocialen, in Frankreich ſtets mit den politiſchen Leben verbundenen Zuſtänden, welche wir in Deutſchland vollends entbehren können und vielleicht auch wollen. Mit unſerm Witz und Geiſt, mit unſerer Poeſie und

Speculation flüchten wir uns nur zu gern in eine einſame Gegend, wie ein Schakal, der ſeine Beute in aller Seelenruhe verdauen will. Es iſt unſere Nationaleigenſchaft, alles und jedes Gebiet des Wiſſens mit Gründlichkeit auszuforſchen, ohne die Reſultate jedoch nutzbringend mit dem ſtaatlichen und ſocialen Leben in Austauſch zu ſetzen, wie es fortwährend in Frankreich geſchieht. Wir ſind glücklich, uns in einer poetiſchen Welle ſatt trinken zu können; in einer Wiſſenſchaft uns bis in den Himmel hinein zu ſpeculiren; und wir vergeſſen darüber Leben, Staat und Welt. Unſer ſociales Leben hat keinen Vortheil dadurch, daß wir große Dichter uno Gelehrte haben; denn wir treiben Poeſie und Wiſſenſchaft wie eine privilegirte Auszeichnung, ohne danach zu trachten, ſie mit dem ſocialen Leben in Verbindung zu ſetzen. Das iſt der Unterſchied zwiſchen dieſſeits und jenſeits des Rheins. Wir lernen Alles und verwerthen Nichts; in Frankreich lernt man weniger; aber man beutet dies Wenige zum Beſten des ganzen öffentlichen Lebens aus, und ſo kommt es, daß wir mit unſerer Weisheit ſogar noch borgen gehen müſſen.

Am größten mit erkannte dieſen ſonderbaren Widerſtreit wol Börne, der auch am meiſten danach trachtete, denſelben auszugleichen. Ihn erzürnte es, daß

Deutſchland immer und ewig einen Schneckenlauf trotz ſeines großen Fonds zur Auferrichtung mache; und in der Zeit, wo er zuerſt auftrat, hatte allerdings eine edle, patriotiſche und hochherzige Seele, wie die Börne's war, allen Grund, über dies ſchlaftrunkene Deutſchland empört zu ſein, welches nach allen ſeinen rieſigen Anſtrengungen und Opfern, nach ſeinem Blut und ſeinen Wunden ruhig — Klöße kochte. Sein Wort und ſein Witz ſchlug wie mit Keulen in dieſen Schlendrian hinein, und mit verdienten Geißelhieben ſuchte er ſeiner Nation wie einem faulen Knechte Thatkraft einzuflößen: das war der echte, wahre Patriotismus; der edelſte Nationalismus eines deutſchen Schriftſtellers, der gar keinen Grund hat, ſeine Nation zu lobhudeln, daß ſie es hört; ſondern zu ſchmähen, bis ihr die Röthe der Scham in die Wangen ſteigt.

Die Anerkennung ſeines Wollens wird auch zu jeder Zeit vornehme Seelen erfüllen, und ſchon zu jener Zeit hatte er die Hochachtung und Liebe aller Gebildeten, die noch Liebe und Hoffnung für die deutſche Nation hegten. Rahel war entzückt von Börne; er gab ihr Hoffnung und Vertrauen; er war der echte Mann, von deſſen Mangel ſie überzeugt war und von deſſen Streben ſie ſogar kühne Erwar-

tungen hegte: „Den preise ich Ihnen dringend an", schreibt sie an August Brede, 1819; „er schreibt ein Journal, „Die Wage". . . . Mir empfahl es Gentz. Als das Geistreichste und Witzigste, was jetzt geschrieben würde; er empfahl es mit dem enthusiastischsten Lobe; seit Lessing, sagte er mir — nur ein Artikel darin — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob: an Witz, an schöner Schreibart. Er ist scharf, tief, gründlich wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten, empört, wie man soll. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mann. Keck, aber besonnen. Kurz, mein großer Favorit."

Es gab wol Viele in jener Zeit, die noch immer harrten und erwarteten; es gab wol noch Tausende, die von einem glücklichen einigen Deutschland träumten und Andere, die still vor sich hinseufzten, weil sie das Alles eben nur träumten; es waren wol Hände da, die heimlich sich ballten; wol Augen, die Thränen des Zornes hatten — und sie wußten auch warum! Sie Alle jubelten dem frankfurter Schriftsteller zu, der weg von der Leber so frei und energisch sprach, daß es gerade in die Herzen hineindringen mußte; der kein Falsch, keine Gaukelei, keine Schonung kannte,

wenn es sich um seine Nation und Deutschland handelte. Börne war so echt deutsch, daß er darüber zugrunde ging; an seinem Herzen fraß Gram und Grimm, und wenn man seine Worte las, dann grämten sich und ergrimmten viele Hundert deutsche Herzen. Zehn Kronen ist ein deutscher Schriftsteller werth, wenn er wie Börne so recht das blutende, zuckende deutsche Herz herauskehrt; wenn er mit Schmerz und Thränen im Auge auf seine geliebte Nation schlägt und prügelt! — — — — — — — —

Börne, das war das grollende Deutschland.

VI.

Im Anfange der Zwanziger Jahre fing ein Gespenst an die meisten Gemüther in Schrecken zu setzen; dasselbe war bald hier, bald dort; machte bald hier, bald da seine Streiche, und das Volk, ja selbst die Regierungen bekamen Furcht davor. Dieses Gespenst machte alle Menschen rebellisch, gab ihnen allerlei Spuk und Betrachtungen und ließ Einzelne sogar in ein von Seiten der Polizei streng verpöntes Nachdenken fallen. Alle Regierungen, Polizisten, Landräthe und Amtmänner fahndeten auf dies gefährliche Subject; sie riefen die guten Bauern auf, um ihnen beizustehen, und bekamen Entsetzen, als der Verfolgte ihrer mit grobem Hohne zu spotten schien und bald vor ihnen, bald hinter ihnen, bald zu beiden Seiten seine verpönten Koboldsstreiche losließ.

Dieses Gespenst war der Zeitgeist.

Man wußte gar nicht, wo derſelbe hergekommen war; er lief ohne Paß und Wanderbuch von Staat zu Staat, hauſirte bald wie ein Subſcribentenſammler, predigte bald ehrbar wie ein Miſſionar und ſprach, trotzdem man ihn allgemein für verrückt ausgab, ſehr vernünftig zu den Menſchen. Die ihn nun gehört hatten, waren ganz entzückt von ihm, prieſen ihn und machten Andere neugierig:

„Wie ſieht er denn eigentlich aus?“ fragten Diejenigen, welche ihn nicht geſehen hatten.

„O, ſehr bunt! Sehr verſtändig!“ antworteten Die, welche ihn geſehen hatten.

Der Zeitgeiſt war in allen Ecken, der geächtete Ueberall und Nirgends, bald Plundermatz der Jahrmärkte, bald Deutſchthümler, bald gar ein ſehr ehrbarer Conſiſtorialrath. Das Gefährlichſte, was er lehrte, war das Nachdenken. Die Deutſchen erlaubten ſich einige Betrachtungen über ſich ſelber anzuſtellen; ſchnitten ſaure Geſichter dabei, als hätten ſie in einen unreifen Apfel oder in eine Citrone gebiſſen; ſie brummten ſogar und murrten, bekamen die ſeltſamſten Ideen und Schnurren; unterſtanden ſich ſelbſt von ihren Regierungen merkwürdige Dinge zu fodern — und das Alles hatte dieſer Erzſchelm, der Zeitgeiſt gethan. Die Nationalmeinung ſuchte ſich geltend

zu machen und bald puffte ſie rebelliſch auf in den flotten Turnern und Corpsburſchen, paukte mit den Schläger an die Thüren der Miniſter, klirrte mi Sporen an den Kanonenſtiefeln durch die Salons, bald ließ ſie bittend den Miniſtern eine Audienz ab verlangen: genug, der Zeitgeiſt, der die Deutſchen anfing impertinent zu machen, wurde mit Knitteln und Gensdarmen verfolgt; man bläute verſchieden durch und hatte immer noch nicht den rechten; man kam noch mehr in Angſt, als man annehmen durfte, der Zeitgeiſt ſei verheirathet, habe vielleicht gar — horribile dictu! — einen ganzen Harem und eine Legion vagabondirender, nach Findelhäuſern ſuchender Rangen.

Endlich gelang es den Anſtrengungen der weiſen Polizei, dieſen infamen Aufwiegler in höchſteigener Perſon zu fangen; bei der Wartburg und beim Hambacher Feſte wurde der Scheim geknebelt und unter Hurrahrufen in ein finſteres Loch geſperrt.

Als man ihn verhören wollte, war der Zeitgeiſt aber entflohen. Das war das Ende der fürchterlichen Mordgeſchichte.

Wenn man auch in Preußen dieſelbe Angſt vor dem Zeitgeiſte hatte wie anderswo, ſo war doch das Volk dieſes Landes mit ſeinem Könige in ein ſo pa-

triarchaliſches und familienartiges Verhältniß getreten, daß man aus Liebe und Hochachtung für den guten Monarchen ſich gern der Mahnungen enthielt und es ſeinem Willen überließ, die verſprochenen Freiheiten einzuführen, wenn es ihm beliebte. Friedrich Wilhelm III. ſah aber gar keinen Segen in den neuen Umgeſtaltungen des Staatsweſens und ließ, im Bewußtſein, daß ſein Volk glücklich durch ſein mildes und weiſes Regiment ſei, alle dieſe Neuerungen ſeinem Erben. Und in der That wird ein Volk niemals eine Veränderung der Verhältniſſe zu wünſchen haben, wenn es ſich wohl zu fühlen allen Grund hat. Der Wunſch nach der Freiheit des Volks beſteht nicht in jenem erbärmlichen Radicalismus, die Könige und die Regierungen abzuſchaffen; ſondern in der Einſetzung des Volkselements, in der Anerkennung und Gültigkeit deſſelben, in den Maßnahmen der Regierung, in der ausgebreiteten Rechnungtragung ſeiner materiellen und intellectuellen Bedürfniſſe. Ein Volk bedarf immer der Regierung, und die meiſten ſogenannten Volksfreunde ſind im Wahne, daß der Name einer Regierungsform ſchon alle Garantien für die Freiheit des Volks biete. Sie ſehen nicht ein, daß unter einer republikaniſchen Regierung das Volk ſo ſchlecht regiert werden kann wie unter einer königlichen oder kaiſerlichen.

Die Freiheit des Volks bedingt sich nicht nach dem Modus der Regierungsform, sondern nach dem Geist ihrer Gesetze, nach den Inbetrachtnahmen von des Volks Besten und Nützlichsten. Ein weiser König mit aller monarchischen Gewalt ist der Freiheit des Volks viel ersprießlicher als eine Herrschaft der Parteileidenschaft, die einen Theil unterjocht; oder als das Regiment einer Anzahl von Deputirten, welche, trotz des formellen Repräsentirens des Volkselements inmitten der Staatsgewalt, keinen guten Willen für das Volk und seine Wohlfahrt hegen.

Das preußische Volk unterdrückte um vieler Tugenden seines Königs wegen manche auftauchenden Wünsche; es sah sich wohlmeinend und mit Liebe regiert; Handel und Wandel blühte auf und der König lebte so sehr im Herzen seines Volks durch die Größe seiner bürgerlichen Tugenden, daß man ihm auch durch Lautwerden mannichfacher, wohlbegründeter Wünsche keinen Schmerz zu verursachen suchte. Denn mehr ist einem Fürsten nicht möglich, als mit Liebe und bestem Willen sein Volk zu regieren; — und das wird immer ein Volk mit Dankbarkeit erkennen, weil es die Unvollkommenheit aller menschlichen Handlungen fühlt. Friedrich Wilhelm III. war wie ein Vater zu seinen Kindern, ein Fürst voller Weisheit und mit echtem

Vaterherzen, der überzeugt war, daß ein verändertes System sein Land nicht glücklicher machen würde. Dabei war er reich an königlichen Tugenden. Des berühmten Müllers von Sanssouci Nachfolger war tief in Schulden gerathen. Er geht zum König und bittet ihn, er möge ihn retten und die Mühle abkaufen.

„Das geht nicht", antwortete der König streng.

Der Müller kommt nun schriftlich ein und schildert noch einmal seine verzweiflungsvolle Lage. Der König antwortet ihm, daß Friedrich der Große schon diese Mühle nicht habe erhalten können und er sie auch nicht kaufen könne, weil sie der Geschichte angehöre; aber aus seiner Noth wolle er ihm helfen, damit er in seiner Mühle bleiben könne; und schickte ihm dazu die nöthige Geldsumme. *)

Gewissermaßen war auch gerade die junge Generation in den ersten Zwanziger Jahren weit ab von den Fragen der Politik gerathen und sättigte sich, sei es aus Schlaffheit, sei es aus zu großem Muthe, an dem Byron'schen Weltschmerz, der bald durch Heinrich Heine eine Art von nationaler Färbung erhalten sollte. Man muß den Weltschmerz als das Resultat

*) Rahel.

der abgebröckelten Religiosität betrachten, für deren innige Ermunterung sich in jener Zeit nur wenige Geister fanden. Die Geister der Jugend, fast immer schwankend und haltlos, schienen sonderbarer Weise aller Dinge überdrüssig zu sein und keinen Reiz mehr in der Welt zu finden. Sie kannten die Menschen nicht und hatten keine Erfahrungen gemacht; aber aus den Büchern heraus hatten sie das Alles gelernt; sie gebährdeten sich wie Unglückliche, welche aller Illusionen beraubt, aller Hoffnungen baar, sich in die Einsamkeit flüchten. Mit all ihrem Weltschmerz hatten sie keine Gefühle, sondern die Leidenschaften eines reifern Alters; sie schienen überlebt und überreizt zu sein und tranken als Milch die großen Resultate der Weisheit, wozu diese erst nach langen Jahren der Arbeit gelangt war. Der wahre, erhebende Gottesglaube fehlte der Jugend und deshalb brach das Glockenspiel ihrer Gefühle zusammen; denn die wahre Religion, nicht die gelehrte, muß das Herz beleben, will es nicht ohne Halt und Poesie sein und in jenen traurigen Zustand gerathen, der die Jahreszeiten des Lebens durcheinander wirft und den Winter mitten in einen Frühling ohne frische Blumen setzt. Freilich war damals die Atmosphäre derart, daß man wider seinen Willen und unbewußt tausend ungewisse Ideen, tau-

send Unruhen einathmete. Eine große Erwartung arbeitete in den Menschen. Die jungen Leute, welche in dieser Zeit lebten, kannten nicht denselben Gefühlskreis wie ihre Väter; sie hatten zu früh die Luft der Angst und des Schmerzes geathmet.

Entgegengesetzt der unheilvollen Zeitströmung, welche der Jugend die Wahrheit des christlichen Trostes raubte, und sie aus dem Indifferentismus gegen die Religion heute unseliger Weise durch die verkehrte Theologenlehre zum Verspotten, Verachten und Lästern derselben gebracht hat, fing Rahel an, immermehr die wahre, natürliche Religion als den Trost des menschlichen Lebens zu schätzen. Der heutigen Generation lockt es leider ein Lächeln ab, wenn man noch Glauben und Liebe zur Religion hegt; sie möchte in Einem sogleich einen Katholiken oder einen Bigotten erblicken — und erröthet nicht, über Das zu spotten, was doch immer das Heiligste des Menschen bleibt und was ein Jeder hat, wenn er überhaupt eine Seele besitzt. Wie arm, wie beklagenswerth ist diese Lust an der Misachtung des Höchsten! Der Glaube ist uns ja alle Poesie, er verschönt und reizt unser Leben, welches einem elenden, erniedrigenden Vegetiren gliche, wenn nicht ein Schatz unserer Seele uns Trost geben könnte, wo aller menschliche Trost aufhört, und der

Hinblick auf ein zukünftiges Seelenleben uns nicht hinleben schon zum Veredeln unserer Seele treibt. Leider ist die Generation unschuldiger an diesem unseligen Misachten der Religion, denn die Lehrer derselben, welche vergessen haben, daß sie die Lehre der Liebe, der Freiheit und des Edelmuths ist.

Die Religiosität Rahel's war fern jeder Aeußerlichkeit und jedes Scheins; fern jeder Frömmelei, dem krankhaften Gebild einer feigen Seele. Ihre Frömmigkeit, welche das nothwendigste Element jeder edlen Seele und jeder echten Bildung ist, war bei ihr keineswegs düster und herzlos-formell; sondern heiter, kräftig, ohne Wortgepränge, aber unaufhörlich laut ausbrechend — heiter und kräftig, wahr und beredt, wie der Himmel und die Natur, diese Mahnungen an Gott. Die bestehende Gestalt der Religion schien ihr ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths zu sein und zu den Krankheiten desselben zu gehören. Sie hielt, wie sie sagte, zu lange an und wird zu lange angehalten, was ihr beides zum Schaden gereicht. Sie fühlte sehr wohl die Nichtigkeit der hohlen, religiösen Formel und das unbewußte Anhalten, welches mit eigensinnigem und leeren Bewußtsein vollführt wird, und, wo Bewußtsein eintreten sollte, nur eine wirkliche,

bewußtloſe Starrheit wie eine Krankheit zu heilen erſchien.

Man wird vielleicht nun vermuthen, daß Rahel als eine neue Umwandlung der Religion ſich eine bloße Vernunftlehre organiſirte und dieſelbe für erſprießlicher hielt; aber man irrt. Die Vernunftlehre iſt Atheismus; die Vernunft glaubt nicht, ſie will Beweiſe, ſie will Alles begreifen; die Religion aber ſoll glauben, weil ſie aus dem Herzen und nicht aus dem Verſtande entſpringt, weil der Glaube und das Herz uns mehr ahnend begreifen läßt, als der Verſtand, welcher wie das Auge nur bis zu einem gewiſſen Horizonte reicht. Dieſe Herzensreligion liegt in der ſanften, gläubigen, liebevollen Myſtik, wie ſie Saint-Martin lehrte, dieſer geniale philosophe inconnu, dieſer franzöſiſche Jacob Böhme, deſſen klare Vernunftlehre ſo reizend mit den Blumen einer heiligen Myſtik bekleidet iſt. Die Myſtik iſt des Glaubens liebſtes Kind; wo der Verſtand nicht ausreicht, hat ſie Flügel, um das troſtbedürftige, nach Labung ringende Herz in heilige Friedenswohnungen zu tragen; und keine Religion iſt ſchön, iſt erhebend, wenn nicht der Myſtik ahnungsvoller Geiſt ſie unter dem Glauben belebt.

So iſt denn auch Rahel immerfort eins mit An-

gelus Sileſius und beſonders mit Saint-Martin geweſen. Die ſcharfe Klarheit und die tiefe Weisheit dieſes Theoſophen, welche für immer einen Born des Genuſſes darbietet, verband ſich bei ihm mit einer rührenden Naivetät des Glaubens; Gott war das Allesbelebende, Allesregierende, in ihm dachte er und ihn ſah er in allen Stücken — und iſt dieſe Demuth, mit der wir die menſchliche Miſère erdulden, nicht erhebend, wenn wir annehmen, daß Gott der Urheber davon ſei und uns immer, trotz Alledem, begleite, ſchütze und leite? Saint-Martin mußte für Rahel's Geiſt Alles enthalten, für ihr Herz Alles ſein — denn wenn man leidet, ſo fühlt man ſich doch geſtärkt und glücklich, da Gott ja bei uns iſt, wir uns in ſeiner Hand wiſſen und wir glauben, daß er Alles am beſten lenkt, was uns gut iſt. Glauben müſſen wir das; denn im Glauben ruht Troſt und Stärkung, die wir brauchen. Wir ſehen die Hoffnung auch nicht; aber wir glauben an ſie und das erhält uns aufrecht; — und welcher Menſch, ſelbſt der glaubenloſeſte, hätte jemals der Hoffnung entſagt?!

Unſer Chriſtenthum iſt ſo natürlich der menſchlichen Seele entlehnt, daß nur die Künſtelei daran daſſelbe zu verfälſchen vermochte. Die Offenbarung iſt ein Bedürfniß und folglich auch das des Chriſten-

thums, welches in ſeiner jetzigen Geſtalt verzerrt worden iſt und dereinſt vollkommen wieder mit der menſchlichen Seele, mit ihren Gefühlen und Poeſien zu einer Harmonie ſich verſchmelzen wird, welche die natürliche Religion errichtet, die Gott und Welt und Menſchen zugleich berückſichtigt. Eine ſolche Vorahnung der natürlichen Religion findet ſich bei Rahel, der tiefdenkenden und kindlich-glaubenden; deshalb enthalten ihre Briefe einen ſo reichen, lautern Schatz der Religioſität, wie ſie der freie und doch als Gottes Creatur ſich fühlende Menſch bedarf, eine Religioſität ohne Heuchelei, ohne Form, ohne Zwang, ohne finſtere Grübelei: Klar wie das Sonnenlicht und rein wie das Gemüth eines Kindes.

Die Myſtik iſt nichts Anderes als das kindlich fromme Glauben eines menſchlichen Herzens; ſie gibt uns die Offenbarung, und dieſe iſt ein Bedürfniß, welches ſich von ſelbſt in einem frommen Gemüthe erzeugt. Rahel erkannte den Werth derſelben; aber auch zugleich die reizloſe Geſtalt Deſſen, was wir Kirche nennen und der das in uns ſich von ſelbſt Erſchließende ſo oft fremd bleibt. Das zum bloßen Schattenweſen verflüchtigte Chriſtenthum der Aufklärer konnte Rahel nicht genügen; noch weniger das geiſtreicher aufgeputzte, aber dem Weſen nach kaum vom

erstern verschiedene der Denkkünstler, welche sich von den Gebildeten die Erlaubniß ausbaten, in den herkömmlichen Ausdrucksweisen fortzureden. Weder das hinterhaltige, unaufrichtige Christenthum der Neukatholiken, noch das starre, buchstabengläubige der protestantischen Frömmler konnten ihre Zuneigung gewinnen. Alle diese Gestalten mußte Rahel zurückstoßen; ihr reines, eifriges Herz, ihr untrüglicher Wahrheitssinn konnte mit solchen Erscheinungen nicht zusammengehen; sie haßte dieses verzerrte, verfälschte Christenthum, und hoffte, daß einst ohne Vermittler die Religion sich mit Gott vollauf verständigen werde, ohne den menschlichen Institutionen, Neigungen und Fortschritten zu widerstreben. Deshalb ihr Entzücken über Lavater, diesen braven, geistreichen, gütig-ungeduldigen Philosophen mit so vieler wahrer, erhabener Religion; deshalb ihre Liebe zu Saint-Martin, diesem tiefen Denker und gläubigen Mystiker, der die Demuth lehrte, um die Erhebung zu haben und in der Seligkeit nur die ewige Aufeinanderfolge immer neuer Ueberraschungen sah.

Die religiösen Vorstellungen Rahel's tragen das höchste Zeichen seltener Begabung an sich, daß in ihnen die größten philosophischen Gedanken sich mit der lieblichsten Kindereinfalt vereinigen, und zwar ohne

e ſo oft angebrachte Manierirtheit und gezwungene
ivetät, die nichts anderes als Heuchelei iſt. Die
ondere Eigenſchaft und Kraft, die in jedem dieſer
dpunkte geiſtiger Auffaſſung liegt, wurde durch Ra-
's Gemüths- und Geiſtesfülle wie in einer gemein-
nen Mitte zuſammengezogen, und brach mit einer
uen Energie, die aus der Vereinigung entſpringt,
herrlichen Blitzen und lieblichen Schimmern hervor.
aß es daſſelbe Herz war, welches ſo litt, ſo gerührt
ir; derſelbe Geiſt, der ſo kühn dachte und aufſtrebte;
:ſelbe Sinn, der ſo lebhaft und vielſeitig für dieſe
elt erſchloſſen, ſie ſo innig zu verſtehen und zu ge-
:ßen fähig war; daß es dieſelben Gaben und An-
gen waren, die ſich mit reinſtem Vertrauen und
lliger Ergebung dem Höchſten zuwandten, dies in
lem ſuchen und ehren, ſich ihm ganz unterwerfen
ollte, mit freieſter Selbſtändigkeit und kindlichſter
ingebung: — darin liegt der ſtärkſte Reiz und die
chſte Kraft, die wahre Religion, die natürliche
:ligion. Die philoſophiſche Tiefe ermeſſen und aus
: ſchöpfen — und mit ſeinem gedankenkundigen
eiſt ſich in Erkenntniß ſeiner Schwäche wieder zur
ndernaivetät herabſenken: — das iſt die ſublime
ligion, die freie, echte, wahre, gläubige, fromme
:ligion, die ſich nicht lehren läßt durch Dogmen,

ſondern die ſich ſelbſt lehrt durch die eigene geadelte Seele.

Die neue Religion, welche ſich Rahel gewiſſermaßen bildete, war demnach nichs weiter als die Retablirung der urchriſtlichen Religion, die ſich durch die Zeit, die Deutungen und Prieſter theils zu einem verdunkelten Syſtem, theils zu einem kalten Formelweſen umgewandelt hatte. Das Streben der Seele nach ihrem Urheber iſt für ſie das Gebet; das Herz bedarf Deſſen, wenn es ſich zu höherm Flug der Gefühle erheben will; das innige merkbare Bedürfniß des Geiſtes nach ſeinem Schöpfer iſt die Religion, die Regung des Glaubens, die da lehrt, daß ein Gott im Himmel ſei und daß er Dem lohnt, der ihn ſucht. Gott iſt Alles und nur Gott, den wir nie begreifen, weil er nichts Menſchliches hat; aber den wir ſtets ahnen, weil er ein Theil in uns iſt.

Die von wahrer Religion durchdrungene Seele kann die Perſönlichkeit Gottes ſowol wie die Unſterblichkeit der Seele nicht ängſtigen; hat ſie edle Gedanken und begreift ſie ſich ſelber, ſo bezweifelt ſie keins von beiden. Gott und ſeine Exiſtenz und die Unſterblichkeit der Seele, das ſind die beiden belebenden Mächte des Glaubens, die allein fromm zu machen vermögen und die uns Troſt ſpenden, wenn eine

seltsame Gewalt, uns still und einsam, fernab von den Menschen, zum Gebete zwingt. Es mag rohe Seelen geben, die sich des Gebets in edler Form entschlagen können; aber selbst die roheste sucht es dennoch auf, wenn das Unglück sie mitleidslos zerreißt. Häufiger aber ist es, daß die Menschen aus erbärmlicher Lebensphilosophie oder aus Scham das Gebet negiren, und doch im Stillen beten. Die Religion steckt einmal im Menschen und wer eine Seele hat, hat auch Frömmigkeit: wer ein Herz hat, hat auch Religion. Das Gebet ist aber Nichts, als eine Zuflucht zum Herzen.

Es würde eine Lücke in diesem Gemälde entstehen, wenn hier die Erörterung Rahel's über das Gebet fehlte, welches für ihr reges, feuriges Verhältniß der Seele zur Gottheit ein höchster Ausdruck desselben bilden mußte. In einem Briefe an den Grafen Custine, 1817, schreibt sie folgendermaßen:

„Ich muß sagen, daß ich es nicht verstehe, wie man sich mit Bedacht zu irgendeinem Seelenzustande, mit Geflissenheit oder Willkür, stimme! Nur zu einem Guten in der Welt muß man sich zwingen, und nur das eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes. Zum Rechtthun nämlich. Alles Andere läßt sich bei mir wenigstens gar nicht erzwingen.

Am allerwenigſten das Gebet; das Gebet durch Gebet. Dieſes Ausſtrömen der Seele! Wo ſie losgelaſſen ſein muß von allen Gedanken und Banden des hieſigen Daſeins, welche ihr nur Angſt oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abſtreifen können! Jeder Gedanke hemmt alles Gebet; iſt ſelbſt ein Gebet auf andern Wegen unſerer Seele entſtrömt; oder halten Sie die natürliche Gabe — Kraft, Macht und Fähigkeit — denken zu können, zu müſſen, nicht eben für ein Band zwiſchen uns und dem Höchſten, was wir zu faſſen vermögen? Unſere hieſige Gefangenſchaft, Lehrſchaft, ſpaltet dieſe Gaben der Zeit nach, und ſcheinbar dadurch, der Art nach; iſt nicht eine ſo wundervoll, prachtvoll und furchtbar, uns zum nicht zu faſſenden All hinreichend, als die andern? Wenn wir denken, können wir nicht beten, und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchſten, alles verſtehenden Geiſt? Iſt Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? — Verſtehen, begreifen muß ich Gott; immer mehr von ihm, durch ihn wiſſen; empfinden muß ich ihn; mit ihm ſein können; ſo viel als möglich; immer mehr! Wenn meine Thätigkeitskräfte ſinken, die Verſtändnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerſte von uns, das

Herz, erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angſt, dann ſtrömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daſein hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft, eben weil die andern Kräfte ſchweigen, aufzufahren, ohne hieſige Bedingung."

„Ein Gedanke an Gott iſt beten. Gründlich, recht, angeſtrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen iſt beten. Heilige, fromme, ernſte, rechtliche Vorſätze ſind beten, Wenn ſonſt hier nichts, und nichts beſſeres zu thun wäre, als Beten, Lavater's Beten; wie müßte ich mir den höchſten Geiſt denken? Ich ſoll beten, bis er mich erhellt, wieder zu ſich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er ſich ſo ſehr bitten? Oder iſt es eine ſelbſtſüchtige Arbeit, ein Weiterſchreiten, das Beten, ſo iſt es das Denken auch; und dem lieben Gott gewiß lieb! Es iſt überhaupt kindiſch — meinen beſten Menſchen kann ich dieſen Gedanken nicht als ein Geheimniß verhehlen! — vom lieben Gott zu ſprechen, und den anders als in der Perſon der Vernunft und Güte in unſere Angelegenheiten einzuführen. Wir ſind gezwungen, einen höhern, einen höchſten Vernunftgeiſt, der ſich und Alles verſteht, anzunehmen; das angſt- und entzückenfähige, helle, für das Licht der Erde

blinde Herz bedarf eines Vaters, an deſſen Hand es ſich ſchmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verſtehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu faſſen über uns ſteht: und ewig legen wir ſeinem Urtheil, ſeinen Abſichten unſern Maßſtab an; den höchſten, den er uns gab, das iſt Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Perſönlichkeit, in ihrer Perſönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wiſſen wir von einander, und verkehren wir miteinander. Dies hat uns Gott verliehen. An den beiden, Entzücken und Verzweiflung: an beiden Enden einen gedankenloſen élan; Gebet! Den können wir aber nicht machen; ſonſt iſt es ein Beten um Dies und Jenes; welches ſich kindiſch den ganzen Tag executirt. Innere Erleuchtungen, Wunder, Alles iſt möglich; mir ſind ſie nicht fremd, ich erwarte ſie immer: und glaube ſie ehrlichen Menſchen. . . ."

VII.

Es geht vielleicht aus der bisherigen Schilderung der Zeit, welche Rahel wie eine prophetiſche „Thyrſusſchwingerin" der Zeitgedanken begleitete, hervor, daß ihre Epoche für Deutſchland eine großartige des Untergangs zu neuer Geſtaltung war. Was man auch ſage, in ihr wurde all jenes gediegene geiſtige Material aufgehäuft, welches wir, lachende Erben jener Zeit, allmälig zu verarbeiten anfangen, bald hier ein Stück vergolden, bald dort eins mit einem andern zuſammenſetzen, damit nach uns noch der erhabene Tempel unſerer Geiſteseinigkeit und Geiſteshoheit gezimmert werde. Wir Alle bauen daran, ſelbſt unwiſſentlich, und immer mit dem Material jener großen Epoche, welche zwiſchen der von 1789 und der Julirevolution eingeklemmt liegt; unſer Tempel erſteht und Niemand ſieht ihn gleichwol bisjetzt; es wühlen

unſere Maulwürfe erſt den durchwurzelten Boden auf; es hacken finſtere Köhler erſt die faulen Stumpfe davon weg; die Gruben werden erſt gegraben, die rohen Steine erſt behauen; die Balken erſt geſchnitten, das Erz erſt gegraben, gereinigt, gegoſſen und vergoldet: eines Tages wird im Gold einer keuſchen Aurora die rothgolden glühende Zinne des Tempels unſerer geiſtigen Freiheit und Einheit weithin mit ſeinem Kreuze in die Auen des deutſchen Landes herabſtrahlen; der Vorhang wird abwallen vom Gerüſt und mit dem Jubeltuſch der deutſchen Fanfaren wird ſich die laute Bewunderung eines kraftgeſtählten Volks miſchen. Zeigt man denn Monumente, ehe ſie vollendet ſind?

Dieſe Uebergangsepoche mußte gewiſſermaßen einen Schlußſtein erhalten. Das Volkselement lag früher roh, träge und verachtet im Staube des Staatenlebens; die franzöſiſche Revolution blies den Staub hinfort. Mit dem Sichtbarwerden und Erkennen des Volkselements befruchtete es die Ariſtokratie der Geburt und des Geiſtes, als eine Miſſionarin der Zeit und der Geſchichte; das Volk wurde durchgeiſtigt, erwärmt, belebt, und es regte ſich. So vorbereitet, trat die Geſchichte heran, um die Kräfte des Volks zu prüfen und ſeine Miſſion, nach der der Ariſtokratie, ihm vorzuzeichnen.

Das Volk kämpfte und zeigte ſeine erſtaunliche Kraft. Nun nahm es ſeinen Platz in dem Staatenleben ein; aber man verweigerte ihm denſelben, man ſtieß es wie einen Eindringling zurück; man wollte es nicht mehr anerkennen. Doch vergebens! Das Rad der Geſchichte drehte ſich nicht zurück, und durch den ihm zäh geleiſteten Widerſtand erſtarkte immermehr das Volkselement, berufen, für die Zukunft das herrſchende zu werden. Es fehlte ihm nur noch der Wegweiſer dafür; es bedurfte nur noch einer Organiſation ſeiner intellectuellen Macht; es mußte ihm erſt noch das Vorurtheil entwunden werden, daß nicht die phyſiſche Gewalt, ſondern die geiſtige Hoheit Königin der Zukunft ſei; daß ſich im Volk alle großen Keime dazu ſchon erſchloſſen hatten, und nur in ihm allein der große Fond aller Intelligenz ſich geſenkt.

Dieſer Lehrer, dieſer Erklärer, Deuter und Wegzeiger fehlte noch, der mit der Erkenntniß das Volk auch den Gebrauch ſeiner Macht lehrte. Dieſer nothwendige Geiſt war Hegel.

Dies halten wir für das Reſumé unſerer ſich nun zum Schluß ſenkenden Darſtellung, welche zugleich eine große Epoche unſerer geiſtigen Vorbeireitung abgrenzt. Indem wir Rahel begleiteten, fanden wir

alle großen Anknüpfungspunkte für die Wesenheit ihrer Zeit, und so auch gegen den Abend ihres im steten Geistesschaffens thätigen Lebens, die letzten Bahnbrecher der Gestaltungszeit, in der wir heute mitten inne leben. Ihr Kreis, enger und traulicher gezogen, enthielt viele ihrer langjährigen Freunde und Verehrer, und die letzte Gruppe jener Geister, die einen Markstein der Epoche bilden, welche wir zu schildern versuchten. —

Am vornehmsten als Geist erscheint darin Hegel und seine Philosophie, welche, wie wir schon andeuteten, die Vollendung der Vorbereitungs- und Uebergangsepoche bewirken sollte.

Kant begann und organisirte die Speculation über das Absolute; damit entrückte er den Menschen vollständig der Welt und spornte den menschlichen Geist einzig und allein an, das Mysterium der Gottheit zu überraschen. Fichte wurde schon menschlicher; er ging vom Ich aus, vom Individuum, welches er zum ersten Platz in der Geschichte berief; Schelling stellte die Natur neben die Gottheit; der Mensch wurde nun erst wieder der zweite Factor der Geschichte, was genau der allmälig unter der Restauration Mode gemachten Verächtlichkeit gegen das Volkselement entsprach. Schelling war ein reiner Reactionär der Ge-

ſchichte; für ihn war das Volkselement Nichts, eine ideenloſe Maſſe, ein Teig, den man kneten mußte, wie es gerade beliebt war. Hegel zuerſt ergriff die Geſchichte in ihrer wahren Strömung; er ſetzte die Idee auf den Thron und die Idee war das Volkselement, war die Freiheit. Die Apathie und nebelvolle Gedankenwirrniß, welche Schelling dem deutſchen Volksgeiſte beigebracht hatte, war nahe daran, von neuem das Nationalelement in vollſtändigen Schlaf zu ſenken und durch den Mohn ſeiner Lehren alles aufgewachte Streben wieder lethargiſch einzuſtarren. Da kam Hegel zur rechten Zeit; aus den kleinen Kreiſen ſeiner Verehrer flog bald der erfriſchende Geiſt ſeiner Lehre durch ganz Deutſchland. Die Häupter hoben ſich wieder gekräftigt auf, das Volk wurde wieder vollſtändig wach und lauſchte der neuen Lehre, die ihm alle ſeine Kräfte und Mittel klar machte und den Gebrauch derſelben für die Zukunft lehrte. Das iſt das große Verdienſt Hegel's, das deutſche Volk zur Erkenntniß gebracht zu haben; von nun an begriff es, welcher Fond in ihm ruhe, welche Miſſion die Geſchichte von ihm erheiſche und welchen Weg es einzuſchlagen habe.

Das deutſche Volk war mit ſeinem friſchen, ſtarken Gedankentrieb nach und nach durch mancherlei Maß-

regeln der Regierungen in seinerr Energie abgeschwächt worden. Seine Gedanken hatten sich gekrümmt, zersplittert und in einem Anfall von verzeihlicher Migräne fing es wirklich an zu glauben, was ihm die Regierungen sagten, daß es nämlich gar Nichts zu denken habe. Hegel sagte aber, daß der Mensch denkt, daß er denken soll; und diese Wahrheit schlug das deutsche Volk wieder vernünftig. Alle Menschen sind vernünftig! rief es Hegel nach und freute sich darüber, daß es auch dazu gehöre: freilich war dies eine Art der Rebellion; aber auch die Rebellion macht Geschichte.

Die Logik Hegel's vervollständigte den Gedanken, daß alle Menschen vernünftig seien, an und für sich schon einer der vernünftigsten Gedanken. Die Form der Vernunft ist, frei zu sein; das ist ihre Natur. Die Pflanze verliert sich nicht in eine willkürliche Entfaltung; sondern der Keim bedingt ihre Entwickelung. Anders aber ist es mit dem Geist; in ihm fallen Anfang und Ende zusammen; sie sind eine und eine einzige Natur; sie sind einer für das andere. Indem sich der Geist entfaltet, tritt er aus sich heraus, entwickelt sich und kehrt auch zugleich in sich selbst zurück, um von sich selber Act zu nehmen. Dieses Zu-sich-selbst-kommen, wie Hegel sagte, dieses Sich-selbst-

begreifen muß als das höchſte Ziel des Geiſtes betrachtet werden. Alles was im Himmel und auf der Erde ſich ereignet, was fortwährend entſteht und ſich bildet, das hat zum einzigen Zweck die Selbſterkenntniß des Geiſtes, der ſich finden und Gegenſtand ſeiner eigenen Thätigkeit werden — der ſich ſelbſt werden ſoll. Dann iſt er frei.

Hegel erweckte damit das Volk und ließ es über ſich ſelbſt nachdenken; auch zerſtörte er, und das war unendlich wichtig für die geiſtige Entfaltung, das gewöhnliche Vorurtheil, welches in der philſophiſchen Wiſſenſchaft nur eine Beſchäftigung von Abſtractionen und eiteln Allgemeinheiten ſah; das war durch Schelling eingeführt worden und Hegel ſchaffte es ab. Wol wies auch er, wie es nicht anders ſein konnte, die Philoſophie in die Domaine des Gedankens und gab ihren Inhalt als einen abſtracten an; aber doch nur in der Form und in dem Element. Die Idee iſt weſentlich concret, ſie iſt die auf verſchiedene Weiſe geendigte Einheit; ſie beſteht nicht in eiteln Allgemeinheiten, ſondern in einem Allgemeinen, welches in ſich das Beſondere und Abgeſchloſſene enthält; die Idee iſt die Quelle des Lichts, das Syſtem der Nothwendigkeit und der Freiheit. —

Eine ſolche Lehre konnte ihre Einwirkung nicht

verfehlen; das Volk wurde vermöge derselben und durch dieselbe zu neuen und edlern Anschauungen, theils über sich selbst, theils über den Staat und die Berechtigung seines Elementes darin, gedrängt. Es lernte zuerst sich selbst und seine Bestimmung erkennen; es recapitulirte die kurze Vergangenheit seines Erstehens und suchte in sich den Fond der Erfahrung und Intelligenz zu mehren, zu sondern, zu befruchten und allmälig mit dem großen öffentlichen Leben in Harmonie zu setzen. Die Nachwirkung der Hegel'schen Philosophie war der einzige Pulsschlag, den die junge, sich von nun an bildende Demokratie besaß, mindestens derjenige, der wirkliche Lebensthätigkeit bewirkte. Die Idee zur Königin machen, den Geist, die Intelligenz, den Gedanken auf den Thron erheben, das ist noch heute unser Ringen und Streben, unsere Zukunft und unsere Mission. Nur wer dieser Arbeit seine Kräfte leiht, darf von der Zukunft Etwas erwarten.

Der Rahel'sche Kreis in den Zwanziger Jahren hatte neben Hegel noch seinen Schüler Eduard Gans zum Mitgliede, welcher vornehmlich durch seinen Streit mit der historischen Rechtsschule Savigny's und seine Lehre von der Rechtsphilosophie im Sinne der Hegel'schen Idee berühmt geworden ist. Heinrich

Heine repräsentirte in ihm die letzte wunderholde Blüte der deutschen Romantik, die stets sorgsame Pflege in dem Rahel'schen Salon gefunden hatte, und von Heine nun selber todtgedrückt wurde; denn in der Welt hatte sie ihre Mission erfüllt und war längst weiter gewandert. Heinrich Heine war damals jung, sprudelnd voll Witz und Geist, ein flotter lebenslustiger Student, der zwischen Himmel und Erde dichtete, bald über den Himmel weinte, bald herabblickend, über die Welt ins dämonischste Lachen gerieth; es kam ihm Alles sonderbar vor, bald melancholisch und bald spaßhaft; in dem Rahel'schen Kreise lernte er überdies durch Gans und Hegel jene dialektische Spitzfindigkeit, die später seinen Schriften das attische Salz verlieh. Dankbar für die Zuneigung der Rahel Varnhagen, widmete er ihr das „Lyrische Intermezzo", und fand durch die ausgebreitete Bekanntschaft seiner Gönnerin bereits ein geackertes Feld für seinen Ruhm, der ihn für sein „Buch der Lieder" und seine „Reisebilder" belohnte.

Wenn wir mit diesen Männern die letzten wirklich großen und einflußreichen Schöpfungen jener Zeit Rahel's berührt haben, so können wir auch nicht verfehlen, die Fortpflanzung eines der Hauptelemente jener Epoche anzudeuten.

Ueberhaupt machte sich die neue Zeit schon durch den verschiedentlichsten Anstoß der Intelligenz zwischen den Völkern geltend; es begann ein Austausch der Ideen und nationalen Speculationen, wie er niemals in der frühern Zeit bestanden und bemerkbar gewesen, weil die Völker sich mit ihrem Wissen und Forschen fast hermetisch voneinander abgeschlossen hatten und eine jede Nation es verschmähte, etwas von der andern zu lernen, oder sich anzueignen. Dieser Dünkel und falsche Hochmuth war schon zerstört; die Intelligenz, ein Kind des 19. Jahrhunderts, welches zum Mann heranreifte und die Herrschaft führen wird, hatte bereits die hemmenden Barren herabgerissen und ein Anfang der universalen Herrschaft des Geistes gestaltete sich. Die Grenzen der Länder waren für den Geist nicht mehr da; dieser ging jetzt zollfrei aus einem Reich in das andere und lehrte und erschloß neue Gedanken. Der Beginn der geistigen Herrschaft war da; der Austausch der Gedanken fing an; die eine Nation suchte sich das Beste und Nützlichste von der andern anzueignen und wetteiferte alsdann, durch die Producte der Intelligenz die andere Nation zu überflügeln: — und dieser immer eifrigere, immermehr gesteigerte Wettkampf der Intelligenz der Völker, muß er nicht zuletzt eine unendlich vielseitige Bildung, eine

unendlich hohe Aufklärung, eine allmälige Gleichmäßigkeit derſelben, und damit ein einziges Reich der Intelligenz hervorbringen? — Unſtreitig iſt dies der Zweck unſerer Exiſtenz und das Anſtreben der immer vollkommener ſich ausbildenden Menſchheit, die in der Löſung dieſer Herkulesarbeit ihre Beſtimmung hat. Die Nationen müſſen zuletzt Eins werden durch den Geiſt, und der Geiſt iſt die Freiheit, die Vernunft und die eigentliche Menſchenwürde; er muß und wird über den Trümmern der alten Herrlichkeiten, die ihn gepflegt, über den Ruinen der barbariſchen Zeitalter und einer gedrückten, verpuppten Menſchheit ſein weites Weltreich gründen; das Alte zum Pfeiler deſſelben, die Intelligenz zur Königin!

Sehen wir ab von der franzöſiſchen Revolution, der Hebamme der neuen Zeit, welche ihre Ideen in Hunderten von Atomen allen Völkern überſandte und auf dem ganzen Weltall den Keim eines einzigen großen Gedankens vertheilte, ſo finden wir die erſte Fortpflanzung eines Hauptelements jener Epoche überraſchend deutlich in der Romantik. Die Romantik war ein deutſches Kind, eine aufblühende deutſche Jungfrau in weißem Flügelkleide und mit blauen, treuherzigen Augen, geboren von der revolutionären Idee, und doch ein angebetetes königliches Kind. Aber beim

Grollen der Kanonen, beim Getümmel der Schlachten und Kämpfe, beim Klirren der Schwerter und dem Geächze Ringender und Sterbender flüchtete sie sich erschreckt und voller Angst in die blauduftigen, stillen Hochgebirge Schottlands; dorthin, wo das Meer in märchenhaftem Kosen an die Felsgeklippe murmelt; wo die nackten Berge, die moosigen Felsen, die alten Castles und Hochschotten sind. Und aus den vom Abendroth goldgeglühten Scheiben alter Burgen und Edelhöfe sandte sie, im schottischen Gewande, tausend Grüße nach dem Mutterlande Deutschland. Walter Scott's duftige Moosblumenromantik, mit den Sagen Altschottlands, mit den Helden und Räubern, den Aebten und Königen, mit dem ganzen in lieblichen blauen Aether gezauberten Mittelalter trat an die Stelle der deutschen Minne- und Ritterromantik, als das erste große völkerwandernde Element der neuen Zeit.

Aber mit diesem ersten Fortpflanzen desselben aus Deutschland nach Britanien war die Botschaft der keuschen romantischen Jungfrau keineswegs erfüllt. Sobald der Friede sich wieder auf die Auen von Frankreich gesenkt hatte und das Scepter des Heiligen Ludwig von neuem das Land der Troubadours beherrschte, zog die Romantik auch dorthin, kleidete sich

in das kokette, graziöse Gewand französischer Eleganz und rief die alten Troubadours und Ritter, die gothischen Bauwerke und Schnitzarbeiten, die schauerlichen Sagen und Thaten des gothischen Zeitalters wieder ins Leben. Victor Hugo's „Notre-Dame" war das letzte große Denkmal, welches die romantische Muse von ihren begeisterten Rittern gesetzt erhielt; ein wunderliebliches, kunstvolles und mit allem Zauber der Phantasie vergoldetes Monument ihrer Herrschaft; der Schwanengesang, der Thränen und Seufzer entlockte, die Herzen zum letzten male in die Sphären der Schwärmerei und der keuschen Mimne trug, und der wohl bewies, wie echt schön die Romantik in ihrer veredelten Form war, — eine wie wunderholde Leier sie besaß, die, ehe sie nun brach, die schönsten Töne gab.

In den Abgrund der Julirevolution stürzte sich darauf die Romantik hinein; sie war eine Sphynx, deren Räthsel gelöst worden.

Wenn demnach auch die Romantik bei den verschiedenen Völkern eine eigenthümliche nationale Färbung annahm, so war sie doch immerhin eine deutsche Natur und ein Pflegekind des Rahel'schen Kreises, welches diese bis zu seinem Verscheiden nicht unbeachtet ließ. Walter Scott's Poesien und Romane ent-

zückten ganz Deutschland, und umsomehr, als die Romantik in ihnen einen neuen und gewaltigen Zauber durch die Verherrlichung des historischen Stoffes gefunden hatte. In Deutschland fing die Geschichte schon wieder an zu schlafen; in Walter Scott's Romanen blühte sie auf; aus dem duftigen Aether des Mittelalters hoben sich die Monumente hervor und mahnten auch uns an die Vergangenheit, an diese kaiserlich-romantische Heldenzeit Barbarossa's, die für verzweiflungsvolle Augenblicke noch heute unsern innigsten Trost birgt.

Dies historische Element umkleidete die Romantik auch in Frankreich; es schien ihr letztes Stadium, ihre Form der Vollendung und vollständigen Entfaltung zu sein. Ja, noch mehr, in „Notre-Dame" erhob sie sich zur reinsten Kunst; sie beseelte eine große Kathedrale und eine reiche Architectur; der erste Band dieses Romanes hat gar keine Person, sondern nur eine Kunst, ein historisches Denkmal zum Stoff; er ist selbst ein großes Meisterwerk gothischer Architectur, das wir bewundern, das wir sehen und lebendig vor uns hinmalen können. „Alle, welche noch die Unschuld des Geistes besitzen", schrieb Rahel 1831 an Victor Hugo, obgleich dieser Brief nicht abgesendet wurde, „Alle, welche mit ihrem Urtheil frei einem Buche

gegenüberſtehen, werden Notre-Dame und ſeinen Autor lieben.“ Und ſo war es auch mit Victor Hugo's folgenden Poeſien, beſonders mit ſeinen „Orientales“, jenen mit ſüdlicher Glut und orientaliſcher Farbenpracht gedichteten Geſängen, die an Zauber der Sprache und Schmelz der Worte unübertroffen bleiben werden. Rahel ſchwelgte in dieſer neuen romantiſchen Poeſie, welche mit goldenen Leiern und entzückenden Tönen die Muſe Frankreichs krönte, während Deutſchlands Poeſie auszuruhen begann von dem glänzenden Spiel und dem reichen Geſange.

Die franzöſiſche Literatur gewann überhaupt um dieſe Zeit Rahel's vornehmſtes Intereſſe. Es blieb ihr keineswegs verborgen, daß dieſe junge Schöpfung Frankreichs die neue Zeit ihrer Entwickelung entgegenführen werde, und daß alle jugendlichen Geiſter, die anfingen ſich Lorbern zu holen, trotz aller Kämpfe und Wettſtreite einem gemeinſamen großen Ziele zuſteuerten, welches den Schluß unſerer neuen Zeit bilden wird, nämlich die Thronerhebung und die Autorität der Idee, des Geiſtes, der Intelligenz, der Menſchenwürde. In allen Zweigen der franzöſiſchen Literatur begann eine erſtaunliche Regſamkeit; die Philoſophie, die Geſchichtſchreibung, die Poeſie rang mit der alten Zeit und warf dieſes klapprige,

hohlwangige, überlebte Geschöpf zu Boden; in allen Richtungen feierte man die neue Epoche, welche angebrochen war, und strebte auch mehr denn in jedem andern Lande danach, ihr fortwährend neue Stützen und neue Pfeiler zu errichten. Diese Rührigkeit jenseits des Rheins begrüßte Rahel mit Freuden; die französische Literatur, das fühlte sie, war ohne Zweifel berufen, den menschlichen Geist auf den durch die Revolution blosgelegten Gebieten fortzuleiten, die Probleme zu lösen und der neuen Zeit Form und Gestalt zu verleihen. Mit Riesenschritten trug sie die menschliche Speculation fort; jedes neue Feld suchte sie zu ebnen, jeden Fortschritt zu bewerkstelligen, oder den gemachten festzustellen. Aber in ihr ruhten auch die Petarden und Granaten, welche als eine Waffe gegen die Feinde der neuen Zeit zum Gebrauche vorbereitet lagen, und welche, als die Zeit den neuen Kampf heraufbeschworen hatte, ihre Ladungen und Feuerfunken rings entsandten und einen bourbonischen Thron zum zweiten male zertrümmerten.

Welche wichtige Auffassung von dem Geiste und Streben der französischen Literatur Rahel hatte, bezeugt ein Ausspruch von ihr im Jahre 1823, kurz nach dem Erscheinen des ersten Werkes von dem damals noch sehr jungen Thiers: „Les Pyrenées et

e midi de la France": „Thiers' Buch über die Pyrenäen und das mittägliche Frankreich", ſagt ſie, ‚iſt ganz vortrefflich! Gar nicht wie ein Franzoſe: s iſt unglaublich, daß dies ein ſo junger Menſch nd ein Franzoſe geſchrieben haben ſoll! Es iſt ein rdentliches Pulsfühlen, wie weit dieſe Nation fort- eſchritten iſt. — Wenn das Rouſſeau von ſeinen andsleuten erlebt hätte! — Das Buch iſt voller Thatſachen, voller geſunder Anſichten; über das ſpa- niſche Grenzland erhält man die größten Aufſchlüſſe; er Artikel Marſeille iſt vortrefflich, Thiers hat An- lage zu einem Staatsmann. Er ſieht, was da iſt, und mit der Sache ihren Grund zugleich: ein Dichter iſt er uns im Ausdruck; das heißt, er weiß, was er geſehen hat, nachzubilden in unendlichem Gebrauch ſeiner Sprache."

Thiers war und wurde gewiſſermaßen der Re- präſentant des geſammten franzöſiſchen Literaturgeiſtes ſeiner Zeit, nicht hinſichtlich der Größe deſſelben, ſon- dern in Bezug auf deſſen Anſchmiegen an die Wirk- lichkeit, an das Leben, an das politiſche und ſociale Getriebe. Wir Deutſchen ſind ſehr geſcheidte und weiſe Leute; aber unſere Literatur iſt eine Schwebe- literatur; ein reiner Geiſt weht in ihr, der ſich viel zu keuſch und erhaben dünkt, um ſich mit dem öffent-

lichen Leben zu vereinen. Die Franzoſen dagegen fingen an, all ihren Witz, ihre Poeſie und ihren Geiſt dem längern Cultus eines idealen Götzen zu verſagen und widmeten Alles dem ſichtbaren Leben; ſie ſchmiegten Alles an die Politik, als eine hohe Berückſichtigung der intelligenten Menſchheit; ſie ſetzten Alles mit der Wohlfahrt des ſocialen Lebens in Verbindung, als des Strebens der zur Anerkennung gekommenen Menſchenwürde; die kleinſte Poeſie, der kleinſte Ausdruck Deſſen, was Literatur beſagt, verſchmolz ſich mit dem großen Zweck unſerer Aufgabe, die durch die Macht und Majeſtät des Geiſtes die Vervollkommnung des Menſchenlebens zum Zwecke hat; nicht für eine ſpecielle Nation allein, ſondern für die geſammte Menſchheit. Und in dieſem Streben iſt denn auch in jedem Zweige ihrer Literatur Großartiges von den Franzoſen geleiſtet worden worden. Denken wir nur an Saint-Simon, Fourrier und Wronski; an die Geſchichtſchreiber Auguſtin Thierry, Michelet, Barante und Mignet; an die ſocialiſtiſchen Romane, an die Lieder und Chanſons Béranger's und an die kleinen, aber zündenden Proverbes von Theodor Leclerq. Das Herauskehren, das Inlichtſetzen des Volkselements iſt ihr Ziel, welches ſie Alle und der geſammte franzöſiſche Literaturgeiſt vor Augen haben; daſſelbe in Verbindung

mit Wiſſenſchaft und Poeſie, mit Politik, öffentlichem Leben und Streben, mit einer hiſtoriſchen Idee und mit der menſchlichen Wohlfahrt zu ſetzen, das belebt und durchgeiſtigt ſie ſeit dreißig Jahren, und hat heute auch uns endlich zur Erkenntniß dieſer Aufgabe unſerer Zeit gebracht. —

Rahel, welche von Oelsner auf den kleinen, jungen Thiers aufmerkſam gemacht wurde und auch mit dem damaligen Advocaten in briefliche Verbindung trat, ahnte ſchon die Zukunft dieſes feinen, durchdringenden Geiſtes und ſah in ihm im Ernſt einen künftigen Miniſter Frankreichs. Erſt nach ihrem Tode ſollte ſich erfüllen, was ſie vorausgeſehen hatte, und was damals, trotz des großen Werthes der erſten literariſchen Arbeit Thiers', wol nur ſehr Wenige außer ihr gedacht haben mögen. Denn wer und was war Herr Thiers im Jahre 1823? — Ein einfacher Advocat, weiter Nichts.

Adolphe Thiers, geboren 16. April 1797 zu Marſeille und verwandt mit André Chénier, kam 1815 nach Aix, wo er mit ſeinem Landsmann Mignet zuſammen ſtudirte und ſich demnächſt als Advocat inſtallirte. Wenn man in Frankreich Glück machen will, muß man in Paris ſein: Thiers und Mignet, zwei Seelen und ein Gedanke, wanderten denn nach Paris,

zwei Advocaten, die Beide mehr werden wollten. Herr Thiers wußte sehr wohl, daß er nicht stehen bleiben werde; er sah sich die Welt an und machte seinen Plan. Die Restauration stand damals in Blüte; die Liberalismus unter Benjamin Constant, Perier, General Foy, Sebastiani und Lafitte, denen sich auch bald mit Châteaubriand die gesammte französische Jugend unter klingendem Spiele anschloß, bildete eine gewichtige Macht; der Journalismus fing an, von den ersten Geistern gepflegt, eine Vorschule der Staatsmänner zu werden: Thiers roch dies und ging zum „Constitutionnel", der sein Glück machte.

Der junge Verfasser der Pyrenäenreise war ein Mann des Genusses, der Eitelkeit und des Ehrgeizes; er bekam eine Leidenschaft für die Malerei und schrieb Kritiken über den Salon von 1822; er suchte sich den Welton anzuschleifen, den er noch nicht besaß, schaffte sich Pferde an und ritt sie spazieren; er wurde Bonvivant, Dandy, und studirte nebenbei die französische Revolution, deren größter Geschichtschreiber er bald werden sollte; verschlang Laplace und Lagrange und entsagte einer schwärmerischen Liebe von Aix her, die nicht gut zum Staatsmann paßte. Ueberdies machte er die Mode des Duells mit; der Vater seiner verlassenen Geliebten, der seine und seiner Tochter Ehre

durch die Verweigerung Thiers', sein Versprechen der Heirath zu halten, für beleidigt hielt, ging nach Paris und verlangte Genugthuung. Der Schuß des beleidigten Vaters versagte; Herr Thiers war echter Cavalier, er senkte sein Pistol und schoß gar nicht. —

„Voici", sagte Cournet zu mir, als er mir Thiers zeigte, den ich zum ersten male sah, „c'est l'homme de tous les ministères; il se dévouera à chaque gouvernement quand il y aura sa place. C'est monsieur «Ravi-de-portefeuilles»."

In der That, Thiers, der große Geschichtschreiber der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs, der Minister Ludwig Philipp's, der Erbauer der Forts um Paris, der Agent der Februarrevolution, ist einer der nothwendigsten Männer zur Erkenntniß der innern Geschichte einer Zeit, welche wir darzustellen versucht haben und deren Material uns lauter Anknüpfungspunkte zur Schilderung Rahel's boten. Vornehmlich zeigt uns Thiers, worauf wir bei Gelegenheit des Portraits von Gentz hinwiesen, welche Carrière der Journalismus in Frankreich darbot. Das Journal, und das erkannte Thiers, dieser geistreiche, behende, kluge und witzige Mann, war der sicherste Weg, um an das Ruder des Staats zu gelangen; er war revolutionär in seinen Artikeln; opponirte, daß die Re-

zwei Advocaten, die Beide mehr werden wollten. Herr Thiers wußte sehr wohl, daß er nicht stehen bleiben werde; er sah sich die Welt an und machte seinen Plan. Die Restauration stand damals in Blüte; die Liberalismus unter Benjamin Constant, Perier, General Foy, Sebastiani und Lafitte, denen sich auch bald mit Châteaubriand die gesammte französische Jugend unter klingendem Spiele anschloß, bildete eine gewichtige Macht; der Journalismus fing an, von den ersten Geistern gepflegt, eine Vorschule der Staatsmänner zu werden: Thiers roch dies und ging zum „Constitutionnel", der sein Glück machte.

Der junge Verfasser der Pyrenäenreise war ein Mann des Genusses, der Eitelkeit und des Ehrgeizes; er bekam eine Leidenschaft für die Malerei und schrieb Kritiken über den Salon von 1822; er suchte sich den Weltton anzuschleifen, den er noch nicht besaß, schaffte sich Pferde an und ritt sie spaziren; er wurde Bonvivant, Dandy, und studirte nebenbei die französische Revolution, deren größter Geschichtschreiber er bald werden sollte; verschlang Laplace und Lagrange und entsagte einer schwärmerischen Liebe von Aix her, die nicht gut zum Staatsmann paßte. Ueberdies machte er die Mode des Duells mit; der Vater seiner verlassenen Geliebten, der seine und seiner Tochter Ehre

durch die Verweigerung Thiers', sein Versprechen der Heirath zu halten, für beleidigt hielt, ging nach Paris und verlangte Genugthuung. Der Schuß des beleidigten Vaters versagte; Herr Thiers war echter Cavalier, er senkte sein Pistol und schoß gar nicht. —

„Voici", sagte Cournet zu mir, als er mir Thiers zeigte, den ich zum ersten male sah, „c'est l'homme de tous les ministères; il se dévouera à chaque gouvernement quand il y aura sa place. C'est monsieur «Ravi-de-portefeuilles»."

In der That, Thiers, der große Geschichtschreiber der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs, der Minister Ludwig Philipp's, der Erbauer der Forts um Paris, der Agent der Februarrevolution, ist einer der nothwendigsten Männer zur Erkenntniß der innern Geschichte einer Zeit, welche wir darzustellen versucht haben und deren Material uns lauter Anknüpfungspunkte zur Schilderung Rahel's boten. Vornehmlich zeigt uns Thiers, worauf wir bei Gelegenheit des Portraits von Gentz hinwiesen, welche Carrière der Journalismus in Frankreich darbot. Das Journal, und das erkannte Thiers, dieser geistreiche, behende, kluge und witzige Mann, war der sicherste Weg, um an das Ruder des Staats zu gelangen; er war revolutionär in seinen Artikeln; opponirte, daß die Re-

gierung in Schrecken gesetzt wurde; er machte sich Nichts aus dem Gewinn, den das Land durch eine Regierung erhielt, wenn er nicht mit zu der Regierung gehörte. So war er denn immer in der Opposition, bis er es endlich zum Portefeuille gebracht hatte; er half den „National" 1830 gründen, brachte damit die Julirevolution zum Ausbruch und opponirte gleichwol wüthend gegen die neue Regierung, bis Louis Philipp ihn zum Staatsrath machte; er wurde darauf Deputirter und endlich 1832 Minister des Innern unter Casimir Perier. Das war der kleine, junge, geistreiche Mann, über den Frau von Varnhagen 1823 an Oelsner schrieb: „Halten Sie Herrn Thiers ja zum Deutschen an; in Dem steckt ein Finanzminister." —

Während die Abrundung unsers Gemäldes von Rahel und ihrer Zeit uns nöthigte, den Anfang und die Jugend eines der bedeutendsten Männer der Epoche zu berühren und den mehr als Historiker denn als Staatsmann glänzenden Geist von Thiers einzureihen, führt uns die Verbindung Rahel's mit Benjamin Constant zugleich an das Grab eines andern wichtigen Mannes seiner Zeit, und eines der edelsten und für immer bedeutendsten Geister, der zu dem kleinen Kreise von auserlesenen Autoren gehörte, welche man als

die Fürſten und Centralpunkte der zeitgenöſſiſchen franzöſiſchen Literatur zu betrachten hat.

Henri Benjamin Conſtant de Rebeque, geboren 13. Oct. 1767 zu Lauſanne, auf engliſchen Univerſitäten erzogen und abwechſelnd darauf in Paris und in Deutſchland lebend, hatte ſchon als junger Mann das Glück, mit Frau von Staël in ein ſehr intimes Verhältniß zu treten, zur Zeit als ihr Salon von Suard, Choiſeul, Lacretelle, Laharpe und Caſtellane beſucht wurde und Einfluß auf die legislative Verſammlung auszuüben ſuchte. Frau von Staël faßte eine faſt leidenſchaftliche Neigung für den jungen Mann, der Mitglied des zweiten Salons dieſer Frau blieb und zum Aerger des erſten Conſuls gegen deſſen Regierung mit Narbonne, Broglie, Louvet, Chénier, Cabanis, Barante und Andern zuſammen eine heftige Oppoſition machte. Die Folge davon war, daß er mit Frau von Staël Frankreich verlaſſen mußte, und mit an dem kleinen Hofe zu Coppet reſidirte.

Schon die Intimität mit Frau von Staël mußte Rahel aufmerkſam auf den jungen Mann machen, den ſie nun bald perſönlich kennen lernte, als er im Jahr 1804 Weimar und Berlin beſuchte, und eine für ihn ſehr einflußreiche Verbindung mit Friedrich Schlegel, dem Mentor Rahel's, ſchloß. Conſtant war unendlich

liebenswürdig und geistreich; die feine Gesellschaft hatte ihn gebildet; seine Conversation erhielt einen erhöhten Reiz durch die trockene Ironie seines Wesens, welche ihn aber tieferer Gemüthsbewegungen und gerechten Zornes nicht ermangeln ließ; „wie tausend kleine Rinnen", sagt Rahel, „floß seine Ironie durch den ganzen Umgang, den man mit ihm haben konnte. Er brachte sich stets zum Opfer: seinen Geschmack, seine Wahl der Abendbelustigungen, all dergleichen kleinere Bestimmungen und Meinungen, seine ganze Persönlichkeit und deren Angewöhnungen: und das auf die anscheinend trockendste Weise; aus Laune, Witz und Komik, mit den kürzesten Worten. Sein Nachgeben war das komischste, was er hervorbrachte: er wußte mit dem kleinsten Worte, immer mit Miene und Ton, darzuthun, und auf — sogar großer, Breite zu zeigen, wie das Gegentheil des Beschlossenen, Beliebten, Gewählten, wol leicht viel besser sein und besser vertheidigt werden könnte! — er zeigte sich durchaus gut, gütig; gänzlich arglos, vollkommen liebenswürdig, — aber daß in Allem nicht viel läge, und daß, bequemlich, geschliffen und einsichtig nebeneinander zu leben, die zu beabsichtigende und zu erreichende Hauptsache sei."

Zum Schmerze der Frau von Staël und wol auch

der Madame Recamier, verheirathete ſich Conſtant 1808 mit Fräulein von Hardenberg, einem ſo liebenswürdigen und edeln Weſen, daß er ſie in ſeinem Roman „Cécile“ ſpäter poetiſch verherrlichte, wie man denn auch in ſeinem andern kleinen Romane „Adolphe“ (1816) das Verhältniß zu Madame Staël unter dichteriſcher Verſchleierung zu entdecken vermag. Ein mehrjähriger Aufenthalt in Deutſchland, beſonders in Göttingen, machte ihn mit deutſcher Literatur vertraut, deren Einführung in Frankreich vielfach nach Schlegel'ſchen Anſichten eines ſeiner Verdienſte bleibt, wie denn auch ſeine Ueberſetzung des Schiller'ſchen „Wallenſtein“ (1809), beſonders in der Vorrede dazu, ſeine Kenntniß in der deutſchen Literatur und ſeine Beeinfluſſung A. W. Schlegel's an den Tag legt.

Mit der Reſtauration in Frankreich eröffnete ſich endlich für Conſtant das reiche Feld ſeiner Thätigkeit. Seit 1815 gibt es kein politiſches Ereigniß, bei welchem er nicht betheiligt geweſen wäre. Seine ganze Exiſtenz wurde nun ein Kampf gegen die Royaliſten, die Regierung und gegen die Unverſtändigſten ſeiner eigenen Partei. Er arbeitete raſtlos als Deputirter; die jugendlichen Reden des alten, gebrechlichen Mannes waren die magiſchſten von der Rednerbühne herab; man ſah nicht auf die bleiche Geſtalt, aber man hörte

lauſchend auf dieſe mächtige Stimme, auf die ſchlagende Logik ſeiner Rede, auf die beißende und trocken hingeworfene Ironie; jede ſeiner Reden rief einen Sturm hervor, der ihn gar nicht zu berühren ſchien; es ſtörte ihn kein Scharren, kein Ziſchen, kein Rufen und Geſchrei; er ſprach immerfort, ſehr kalt lächelnd, ſehr höflich, ſehr vornehm herabblickend, ſehr ſarkaſtiſch, ſehr elegant, ſehr geſchmackvoll und als ein Muſter ſprachlicher Correctheit.

Conſtant war arm; im Grunde hatte er ſich nur etwas Vermögen durch einen glücklichen Treffer am Roulet erworben. Je joue et je perds mon argent à la roulette, heißt es in ſeinem Tagebuche; — je gagne. Achat avec gain de la maison rue Neuve-de-Berry, première cause de mon éligibilité. Als die Julirevolution beendigt war, bot ihm Louis Philipp für ſeine Verdienſte um dieſelbe ein Geſchenk von 200,000 Francs an. Conſtant nahm dieſes Geſchenk unter der Bedingung an, ſeine unabhängige Meinung ſich zu wahren, und opponirte zwei Monate ſpäter bereits wieder gegen die Regierung.

Indeſſen war er mit ſeinem Leben und mit ſeinem Wirken zu Ende. Er hatte für den Liberalismus gekämpft, für die neue Zeit gearbeitet und das Victoriarufen derſelben im Juli 1830 gehört. Seine Miſſion

war zu Ende, und er ſtarb à propos. Sein Tod machte allgemeines Aufſehen und rief eine weite Trauer in allen Kreiſen hervor; auch Rahel empfand den Verluſt dieſes Mannes ſchmerzlich, nicht allein, weil ſie ihn perſönlich liebgewonnen hatte, ſondern weil er der Kämpfer der edelſten liberalen Idee geweſen war, der Lehrer einer ganzen Zeit, welcher Unendliches dazu beitrug, Klarheit und Mäßigung in die neuen Ideen ſeiner Epoche zu bringen. Auch gelten noch heute ſeine politiſchen Schriften als die ſymboliſchen Bücher des Liberalismus, der ſeine Macht nicht dadurch beweiſt, daß er exiſtirt; ſondern dadurch, daß er kämpft. In der Politik darf keine Meinung ſchlafen und träge ſein, wenn ſie nicht faulen will wie ein ſtilliegendes Schiff. Der Kampf, die Bewegung und Rührigkeit, das iſt die Bedingung ihrer Exiſtenz.

Erſt nach Conſtant's Tode erſchienen ſeine berühmten Schriften „Cours de politique constitutionelle", (1833) und „Du polythéisme romain", eine glänzende Fortſetzung ſeines 1824—30 erſchienenen Werkes „De la réligion". —

Ehe wir dieſen Aſchnitt ſchließen, erwähnen wir noch die erſte und einzige Schrift, welche Rahel gewiſſermaßen als ein letztes Zeichen ihrer Thätigkeit durch den Druck veröffentlichen ließ. Frau von Varn-

hagen liebte es nicht, sich gedruckt zu sehen, und setzte eine Art Stolz darin, ungedruckt eine große Schriftstellerin zu sein. So war es auch nicht auf ihren Antrieb, daß 1830 die „Denkblätter einer Berlinerin" erschienen; aber als die einzige gedruckte Schrift von ihr darf man ihr Erscheinen nicht gänzlich ignoriren. — Rahel war in den letzten vier Jahren besonders von Krankheiten heimgesucht. Rheumatische und gichtische Schmerzen, dann Beklemmungen und krankhafte Anfälle der Brust bildeten sich zu stehenden Uebeln aus, die nur selten ganz unterdrückt schienen. Ein Freund ihres Gemahls bat diesen, nach einer solchen heftigen Krankheit seiner Gattin, um einige Beiträge zu seinem Journal, und Varnhagen gab mit Erlaubniß Rahel's, der es ziemlich gleichgültig war, eine Masse Sprüche, Aphorismen, Axiome und Stellen aus ihren Briefen, welche demnächst im Druck erschienen. Sie waren ein schönes inneres Bild von der leidenden Frau, Bilder ihrer Seele, die ein Gemälde gaben, welches stilldenkenden und gefühlvollen Herzen zu mannichfacher Anregung dienen mußte. „Auf diesen Blättern", schrieb Rahel 1830 an Gentz bei Uebersendung ihrer Schrift, „steht nicht, bei weitem nicht das Meiste von Dem, was ich litt und dachte: aus vielen meiner Lebensjahre genommen: für

mich destillirte Essenzen meist aus meinen Lebensschmerzen. Interessant auch für einen, der mich nicht kennt; wenn er nur mit einem höhern Verständniß begabter ist." —

Die große Kränklichkeit Rahel's, welche ihre häusliche Geselligkeit bereits auf einen nur sehr kleinen Kreis erwünschter Personen beschränkt hatte, ließ sie keineswegs ängstlichen und düstern Vorstellungen über ihren Zustand nachhängen, obgleich sie jede Hoffnungslosigkeit desselben sehr wohl erkannte. Ihr Leben war nach ihrem Bewußtsein aufs Beste und Edelste ausgenossen worden; eine wechselreiche, schöne und werkthätige Zukunft lag hinter ihr; die Rechnung mit dem Himmel war abgeschlossen, und ein großes Ziel ihres Schaffens strahlte am Ende ihres Lebens in dem Golde einer jungen Morgenröthe: — das war die Julirevolution, durch welche die neue Zeit für mündig erklärt wurde!

VIII.

Die plötzliche Veränderung einer Sache ist niemals von einer fruchtbringenden Dauer begleitet; sondern die Natur jeder menschlichen Schöpfung bedingt einen allmäligen Uebergang vom alten zum neuen Zustande. Der plötzliche Umschlag der Kälte zur Wärme ist weder heilsam, noch anhaltend, und noch viel mehr ist dies der Fall, wenn sich Staaten, Nationen und öffentliche Verhältnisse zu anderer Gestaltung umwandeln. Es ist weder möglich, daß neue Ansichten, Sitten, Meinungen und Verhältnisse ohne die alten entstehen, noch daß die alten plötzlich wie ein abgetragenener Rock fortgeworfen werden können; alle menschlichen, von Intelligenz beseelten Schöpfungen stehen in fortwährender Wechselwirkung, in einem ewigen Schwerpunktsuchen und in einem die Harmonie bedingenden Kampf. Das Neue bedarf zu seiner

Errichtung eines vorhandenen alten Grunds und Bodens, der noch immer einzelne Früchte zu tragen vermag und erst nach und nach seine Zeugungskraft verliert. Aber auf ihm muß das Neue ruhen, will es nicht gleich einem Ballon vom Wirbelwind der Zeiten erfaßt, und vernichtet, erdrückt und zerrissen, zu Boden geschleudert werden.

Die französische Revolution gebar, und zwar plötzlich, eine neue Zeit, und diese, lebenskräftig und stark, etablirte sich unter den größten Kämpfen auf dem abgewelkten Boden einer alten Epoche. Ihre Wesenheit erfoderte den steten Kampf des zähen Alten mit dem jungen Neuen, um sich zu kräftigen und zu entwickeln. Doch gehen dergleichen Entwickelungsstudien einer neuen Zeit mit den neuen Ansichten, Sitten und Verhältnissen nicht ohne einen fortwährenden Häutungsproceß von statten, den die alten Elemente mit ihren noch lebensfähigen Kräften unternehmen und den die neue Zeit zu gewissen Momenten vernichten muß. Die Politik, die Staaten, Völker, Sitten und öffentlichen Verhältnisse existiren nicht ohne Hornung; wie das Wild stoßen sie von Zeit zu Zeit die Hörner und Geweihe ab, die ihnen von der alten Epoche aufgesetzt, oder zur Kräftigung ihres Bestehens von der Natur gegeben werden. Die erste Häutung der neuen

Zeit hatte mit der Julirevolution ihr Ende; die zweite mit dem Jahre 1848; — wann wird die dritte sein?

Die Julirevolution war der zweite vulkanische Stoß des Geistes. Die alte Zeit hatte die Ruhe weidlich benutzt und lustig war aus ihrem Boden, genährt durch die Reste eines welken Humus, das Unkraut emporgewachsen. Sowie es das neue Saatenfeld in seiner Entwickelung zu beengen begann, öffnete sich der Schlund der Erde und verschlang das Gestrüpp und wuchernde Kraut, und was noch stehen blieb, hieben die Sensen ab. Auch hierdurch konnte nicht jegliche Spur und Frucht des alten Bodens vertilgt werden; es bedarf neuer Gätungen, bis nach und nach jede alte Wurzel erstorben, jeder alte Keim zerstört ist und der alte Boden ganz und gar in dem neuen sein Grab gefunden hat.

Es war ein heiliger Friede in Europa, und sorglos rollte sich die Spuhle weiter; man spann wie eine Magd am Rocken, fein Linnen und grob Zeug; man predigte und kanzelte die ewige Friedlichkeit, und ohne Angst hielt man die Zügel der Regierung in den Händen. Oben still und Unten still: Oben spielt man Whist; Unten war das Volk so still und ruhig wie ein Kriegsheer, das auf den Signalschuß zum Kampfe lauscht.

Im Juli 1830 dröhnte der Kanonenſchlag von der Seine her.

Bei ſeinem Grollen ſprang das alte Königswappen der Bourbons entzwei; die Feuerſäule aus dem metallenen Schlunde ſpaltete das heilige Königshaus in zwei ſich drohend anſtarrende Felſenblöcke. Vom Schlag zertrümmert, klapperte der alte, morſche Pagodenkram wieder in einen Abgrund; die welken Geſtalten, die Schatten der alten Zeit, die ſich noch breit und gewichtig gemacht hatten, flüchteten feig in alle Weltgegenden; von dem Platz der zerſtörten Baſtille erſcholl noch ein mal, wie vierzig Jahre früher, ein Hurrah- und Victoriaruf: — die neue Zeit war mündig; man ſetzte ſie mit Cymbelklang und Paukenſchlag auf ihren Thron; man krönte ſie bei Jubel und Fanfarentuſch; die erſte Hornung war geſchehen; die erſte Häutung der neuen Zeit war abgeſtreift und eine neue Morgenröthe ſtrahlte auf, der Nichts fehlte — ‚nicht einmal der Hahn!“

Von Paris aus zitterte der Signalſchuß durch Europa; überall fing der tauſendarmige Polyp an ſich zu regen und zu bewegen; an allen Orten gährte es und puffte auf wie Pulver. Ein großes, weites, grollendes Murmeln ließ ſich vernehmen, immer anſchwellend, bis es ſich in Warſchau und Polen zur

Gewalt eines furchtbaren Schreis zuſammenballte, den das Herz eines zerriſſenen Volkskörpers ausſtieß und der mit ſeinem Haß und ſeinem Grimm den Himmel um Rache bat. Alles wandte lauſchend ſich nach Oſten; man hörte das dumpfe Rollen der ruſſiſchen Kanonen über den alten Polengräbern: Gewalt und Recht, Herr und Sklave, Despotenthum und Vaterland rangen miteinander — und ganz Europa ſog ſich mit den Augen an dem grimmigen Kampfe feſt, verfolgte das Waffengeklirrr und das Senſenklingen der Aufgeſtandenen; horchte auf Koſciusko und jubelte beim ſchönen Klang von Oſtrolenka: — — Zu früh! Warſchau fiel als eine Citadelle der Nationalität; Polen hatte ſein Ende gefunden und verſchied, abgewürgt, mit einem letzten, dumpfen Röcheln!

An beiden Enden Europas waren beim vulkaniſchen Stoß der Julirevolution wilde, verheerende Flammen aus dem Krater gebrochen; — an dem einen Ende verſchlangen ſie eine alte Zeit und einen alten Thron und leuchteten der Freiheit: an dem andern Ende zerſtörten ſie ein altes Reich, fraßen eine ganze Nation und warfen ihren grellen Schein auf die Leichen eines freiheitſuchenden Volkes, auf ſeine ſtarren Ketten und ſein trümmervolles Vaterland. Das mußte

Europa belehren, von welcher Seite es zu hoffen, von welcher es zu fürchten habe.

Während dieser kurze, aber entscheidende Kampf an den beiden Extremitäten des Welttheils tobte, klopfte das Herz Europas, Deutschland, mit Heftigkeit gegen die Wand seiner Brust; es hämmerte an die Rippen; das Blut wallte siedend hinein und dann kochend heraus in die Adern; der Puls jagte sich ab, die Stirn stand voller dicken Schweißtropfen: Deutschland hatte das Kanonenfieber. —

Alle diese Aufregungen der Zeit, diese Unruhen, welche ausbrachen oder drohten, mußten die schon vielfach angestrengten, und immer aufs Neue bereitwilligen Kräfte Rahel's in übergroße Anstrengung setzen. Allerdings sah sie eine ihrer Hoffnungen darin verwirklicht, daß die große Uebergangsperiode, deren Personification sie war, zum Abschluß gedieh, und mit der nicht mehr zu leugnenden Allherrschaft des menschlichen Geistes über alles Andere, eine heilbringende Zukunft erschlossen hatte. Von jetzt ab war das männlich gewordene Volkselement, als Fond der gesunden Intelligenz, zur Wirksamkeit berufen; es schadete seiner Existenz nicht, daß es nur in Frankreich factisch den Sieg errungen hatte; wir hatten trotzdem Alle daran Theil, und wurden immer mehr überzeugt, daß

jenes Land an die Spitze der neuen Zeit getreten sei. Deswegen wurde es auch mehr denn je Mode in Europa und wir borgten Alle von ihm.

Hatten denn diese unausbleiblichen Aufregungen für einen so regen, und das Edelste anstrebenden, Geist, wie der Rahel's war, auch vieles Trostreiche, so legte ihr die furchtbare Krankheit aus dem Orient, die Schreckbilder, in denen ihr Herannahen angekündigt wurde, die Sorgen, Theilnahme und Mühen, welche ihr Erscheinen nöthig machte, bei weitem unheilvollere Anstrengungen auf. Die Cholera ringelte sich, kaum nach dem Verhallen der letzten Kampfgetöse, wie eine giftige Schlange durch Europa: fast möchte man meinen, die Barbarei Asiens hätte sie aus Grimm herübergeschleudert; mindestens war ihr Charakter um so schreckenvoller, als sie aus dem Oriente kam und sich, über ein Feld von zahllosen Leichen, nach dem Westen wälzte.

Die Pest wüthete mit grausamer Erbarmungslosigkeit. Fast lösten sich alle socialen und politischen Bande; das öffentliche Leben stockte gänzlich, besonders in Paris, wo eben die Freiheit gekrönt worden war; eine furchtbare, entsetzliche Nemesis, raffte sie ihre Opfer hinfort; ein todtbringendes Schreckbild, erbleichte sie den Standhaftesten; — sie war, in

Hütten und in Paläſten, der große gemeinſame Feind, gegen den ſich Jeder zu ſchützen und zu verbarrikadiren ſuchte. Faſt hungerte man aus Diät, um nicht das gierige Ungeheuer zu locken; man präparirte ſich eigene Luft, um nicht den Athem zu ſchlucken, mit dem die Peſt die Luft Gottes vergiftet hatte; man räucherte, wie um einen Satan zu vertreiben; man dampfte ſich in Bernſteinrauch, Steinkohlentheer und Wachholder ein; man ſprengte mit Eſſig und ſog ihn in Schwämmen ein; man that, als ſei man entſetzlich krank, packte ſich in Flanell von Oben bis Unten; legte ſich Löſchpapier auf Rücken und Fußſohlen; man ſcheuerte nicht, man reinigte nicht; man trank kein Waſſer, welches die Cholera vergiftet hatte; man rieb ſich die Haut wund und glaubte trotz aller dieſer Maßregeln noch immer nicht genug gegen die vielköpfige Hyder geſchützt zu ſein.

Aber die Cholera hatte auch ihr Gutes; ſie zeigte furchtbar großartig, wie gleich alle Menſchen ſeien, und dieſe Lehre war unendlich heilſam, weil ſie nöthig war. Die Regierungen wurden gezwungen, um ſich ſelbſt zu ſchützen, für die Wohlfahrt des Volks bedacht zu ſein; ſie ſahen ſtreng auf Reinlichkeit und Lüftung der Wohnungen, auf die Bekleidung der armen Leute und wurden durch die große Calamität zu Mitleid

und Hülfe der Bedürftigen getrieben, durch die strafende Gottesgeißel zu Dem, was ein Element der Zeit geworden war: sie wurden unwillkürlich socialistisch.

Auch zeigte das Volk, die armen Klassen, wie immer bei großen Calamitäten, guten Willen und Geduld; die Menschenfreunde verrichteten ihr Werk; und Rahel, deren Herz stets für Leiden offen war und in der immer die besten Gedanken rege waren, spornte auch hier zum letzten male an und mühte sich ab, zu helfen, wie und wo sie konnte. „Ueberhaupt", schrieb sie an ihren Bruder um diese Zeit, „sollten Frauen das Armendirectorium sein; tausend Witwen und brave Frauen gibt's dazu: männliche Sergeanten dazu, zu Zwang und Hülfe. Könnte man nicht dazu beitragen, daß es so würde: wenn man z. B. in der Allgemeinen Zeitung einen Artikel aus Berlin schriebe, daß es beschlossen ist; daß es so werden soll? Nicht das mit den Frauen zuerst: nur daß für der Armen Reinlichkeit, Beschäftigung und Kleidung auch in gesunden Tagen fortgesorgt werden würde, und dies der Ertrag, menschlicherweise gesehen, von der schweren Prüfung sein soll!" —

Mit dem engen Mitgefühl für die Leidenden, und dann mit der ewig von ihr gehegten und verfochtenen

Ueberzeugung, daß unſer Daſein hienieden nur ſeinen edeln Zweck durch die Freimachung des Geiſtes habe, mußte in den letzten Momenten ihres Lebens noch lebhaft von ihr eine große Lehre willkommen geheißen werden, welche dafür prachtvolles Material lieferte und ſozuſagen das Programm der neuen Zeit wurde, dem wir bisher mehr folgten, als es vor dreißig Jahren zu vermuthen war.

Auch dieſe große, wichtige Lehre ging wieder von Frankreich aus: Es war der Saint-Simonismus, die neue Religion der Menſchheit, das neue Chriſtenthum der Geſellſchaft.

Auf einigen der vorhergehenden Seiten war bereits bezüglich der Religioſität Rahel's bemerkt worden, wie ſie ein neues Chriſtenthum nicht allein für die neue Menſchheit nothwendig hielt, ſondern auch deſſen Errichtung in der Zukunft vorausſah. In die Einſamkeit, welche ihre letzten Monate umgab, drangen die Schriften der Schüler Saint-Simon's, und beſonders wurde der damals Alles beeinflußende „Globe" ihr „tägliches Brot". Der „Globe" war das Organ der neuen Zeit; auch der Saint-Simonismus wurde von ihm gelehrt und erörtert, und die ganze gebildete Welt hieß eine Lehre hochwillkommen, welche durchaus nicht, nach der Idee ihres Stifters, eine neue

Religion, sondern nur eine neue Auslegung des Christenthums zu geben beabsichtigte. Saint-Simon hielt sich für keinen Propheten und Offenbarer, sondern für einen Denker; er war ein zweiter Sokrates.

Für eine neue Religion hielt man den Saint-Simonismus nicht und am allerwenigsten Rahel, die Wahlverwandte Saint-Martin's, mit ihrer echtchristlichen Mystik. Eine Religion von so abstractem Verstande war nicht das Heil tiefempfindender Seelen, weil sie eben nicht über den Verstand hinausging; sie konnte nur eine Gesellschaftslehre, ein Programm der neuen Zeit sein, welches sie deducirte, was einer Religion unmöglich ist; denn „das ist das Schöne unseres jetzigen Zustandes, daß das Gute und Heilsame bewiesen werden kann, — und also bewiesen werden muß, — und daß das für Recht Anerkannte uns zum Höchsten in uns führt, und so von uns geehrt wird, wie die unerwarteste Offenbarung, von Chören von Engeln aus den Wolken gereicht! Die unumstößliche Anerkennung des Rechten. Diese heilig gewordene Verehrung dafür ist jetzt religiös, aber nicht mehr Religion."

Der Saint-Simonismus versagte ihr den Glauben der Einfalt, und in der That ist dieser einer neuen Religion niemals zu benehmen, will sie wirklich

Religion sein. Diesem Element trug der Saint-Simonismus jedoch keine Rechnung; er deducirte seine Lehre als eine Weltverbesserung und setzte sie nur, so viel wie nöthig war, mit der Religion in Verbindung. Das neue Christenthum des Grafen von Saint-Simon stellte wol einen Glauben der Welt an Gott als Basis auf; aber sein Hauptprincip bildete doch nur die allgemeine Verbrüderung, welche, um Christen zu sein, alle Menschen ihre Anstrengungen auf die geistige, sittliche und leibliche Veredelung der größten und ärmsten Klasse richten lassen muß. Das war aber ein Theil Dessen, was die neue Religion in sich aufnehmen muß; und dieser Theil fand auch von Seiten Rahel's die größte Anerkennung.

Frau von Varnhagen befand sich überdies den Ansichten des Saint-Simonismus über die socialen Verhältnisse und deren Reformen keineswegs überrascht gegenüber. Manche dieser Ideen, wie über die Ehe, oder eine neue freiere Einrichtung derselben, waren zum Theil schon früher in ihr aufgetaucht, als sie sonst wo in der Zeit eine Aeußerung oder Vertretung erhalten hatten. Es soll, lehrte der Saint-Simonismus, eine Ehe statthaben, und bei dieser auch Freiheit. Man soll in und außer der Ehe leben können. Eine Musterehe soll existiren, die das durch die That

beweiſt. — „Voreilig", rief Rahel aus, als ſie dieſe Stelle im „Globe" geleſen hatte; „ich verſtehe das! So iſt auch, und kann nicht anders ſein, die Ehe: aber mit Bewußtſein ſoll dies geſchehen; und ich ſetze jetzt hinzu: daß dies überhaupt der Inbegriff höchſter Bildung, religiöſer, iſt: Einwilligung, durch Einſicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anſchließen an Das, was wir Höchſtes kennen."

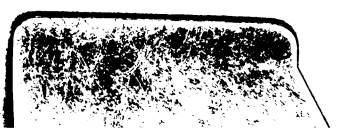
Die Weſenheit des Saint-Simonismus war eine rein ſtaatliche und geſellſchaftliche, und für dieſe beiden Elemente des öffentlichen Lebens ſind durch ihn ungemeine Reformationen und Verbeſſerungen veranlaßt worden. Die große Idee, welche ihn leitete und für deren Realiſirung er wirkte, war, daß die Repräſentativregierung und der Liberalismus nur den Uebergang zwiſchen der Feudalität und einer neuen Zeit bilde, welche die Periode der Induſtrie ſein wird. Die Thronerhebung der Induſtrie im Staate, wie Saint-Simon es wollte, wird freilich nie in ſolcher Ausdehnung ſich geltend machen; aber bei dem Lehrer eines neuen Prinzips wird dem Prinzip faſt immer mehr aufgebürdet, als es zu tragen vermag, und nur bedeutende Theile deſſelben ſind wirklich der Welt zum Gebrauche erſprießlich. So iſt es auch mit dem Saint-

Simonismus, von deſſen Ideen wir im Laufe der Zeit, und unwillkürlich, viele angenommen und uns zu eigen gemacht; manche realiſirt und unſerm öffentlichen Leben und politiſchen Denken einverleibt haben. Die Induſtrie bezeichnet eben nur einen Ausdruck der menſchlichen Intelligenz und dieſer gehört die Gegenwart und die Zukunft.

Der Tod Rahel's, welcher am 7. März 1833 erfolgte, wurde in allen Klaſſen mit Zeichen einer tiefen Theilnahme aufgenommen. Die edeln Eigenſchaften der unverſiegbaren Güte, des reichen Wohlthuns und eines ſtets freundlichen Wohlwollens, wurden auch von den Leuten des niedrigſten Standes herzlich empfunden; während die weiten Kreiſe der Gebildeten fühlten, daß ihnen ein reiches und bedeutendes Lebensbild entriſſen worden ſei. Dieſe ruhmvollen Zeichen allgemeiner Betrübniß galten einem herrlichen Geiſt, der länger wirkte, als die menſchliche Hülle ihn zu bergen vermochte.

Rahel war einer der Pfeiler unſerer neuen Zeit, der, feſt in dem Poſtament der alten wurzelnd, an ſeinem Schaft herauf die neuen Gedanken ſich winden ließ. Jene großen Epochen der Menſchheit, wo dieſe, kraft der Gewalt des Geiſtes, ſich umſchwingt und

verjüngt, ſcheinen auch ſolcher Charaktere nöthig zu haben, die ohne Parteileidenſchaft, und ohne ſtürmend ins Leben einzugreifen, ſtark und ſtolz den Stürmen der Zeit, gleich Edeltannen auf hohen Gebirgen, widerſtehen; ſtill wie ein Genius befruchten ſie und ſpenden ſie den Inhalt ihres Füllhorns; ohne Fanfarenruf und ſchallendes Lob dankt ihnen ihre Mitwelt, und die ewig gerechte Nachwelt ſetzt ihnen ein Monument, welches um ſo heiliger iſt, da ſie daſſelbe nicht begehrten. Das Denkmal ſolcher Geiſter mahnt eine junge Generation mächtig an ihre Pflicht, auch ihrerſeits mit Herz und Geiſt dem Gedeihen und Fortſchreiten der Menſchheit ſich zu widmen; es iſt zugleich ein Monument der Zeit, deren Schöpfungen und Anregungen uns vererbt worden ſind. — Und gewiß, die Zeit Rahel's iſt eine der größten der Menſchheit; umrahmt von zwei Revolutionen, gibt es Nichts, was in ihrem Schooße nicht befruchtet, erzeugt und geboren worden wäre für die hohen Intereſſen der Menſchheit. An ihrer Schwelle ſteht Rouſſeau, das iſt die franzöſiſche Revolution und die Geburt der neuen Zeit; an ihrem Ende iſt Saint-Simon, der Rouſſeau erklärte, die neue Zeit gewiſſermaßen confirmirte und die Julirevolution als den factiſchen Sieg der Intelligenz bewirkte. Vergeſſen wir denn nicht,

welchen Dank wir jener ſo feſt abgegrenzten Zeit ſchulden; welche Pflichten wir geerbt haben und welche Thaten, nach ſo glänzendem Vorſpiel und ſo tauſendfältigen Anregungen, die Menſchheit und die Nachwelt von uns verlangen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.